

Der Seidenweber. S. 75.

Der Seidenweber.

Erhard Daubitz.

Aus der Belagerung von Nördlingen 1634.

Zwei Erzählungen

von

Fr. K. Wild.

Stuttgart, 1866.

Druck und Verlag von J. F. Steinkopf.

Der Seidenweber.

1.

Sie fliehen schnell, die Stunden;
Der Jugend Freude flieht:
Der Kranz, in's Haar gewunden,
Er ist gar bald verblüht.

In dem Garten des Pfarrhauses, das an der südlichen Seite des Dorfes N. im baierschen Unterfranken liegt, stand im Monat Juli des Jahres 1820 der Ortspfarrer und horchte auf ein Gespräch, welches in der Laube von Kinderstimmen geführt wurde. Wir können dieses Gespräch mittheilen, weil wir es später von dem Manne, der es erlauschte, selbst erfuhren als den Anfang der Geschichte, die wir hier erzählen wollen.

„Sieh', Michel, so feines, schönes Zeug wenn Dein Vater wirken könnte, wie hier das Kleid meiner Puppe ist, dann wär' er ein rechter Weber." So sprach das sechsjährige Mädchen des Pfarrers, Namens Lina.

„O, wenn mein Vater so feinen Flachs und schöngefärbtes Garn hätte, könnte er auch solches Zeug wirken;" ließ sich die Stimme Michels drauf vernehmen, der etwa zehn Jahre alt sein mochte und als Spielgenosse der Kinder des Pfarrers häufig Zutritt im Pfarrgarten hatte.

„Michel, wie schwätzst du! Das Zeug ist ja von Seide, nicht von Flachs. Ein Kupferweber, wie dein Vater, kann keine Seide wirken." So fiel belehrend eine Knabenstimme ein, die dem achtjährigen Paul des Pfarrers gehörte.

„Wo wächst denn die Seide und wo gibt es denn Seidenweber? Da gehe ich eben einmal hin, wann ich aus der Schule bin, und lerne Seide wirken. Dann bringe ich der Lina ein ganzes Stück mit zu einem Kleide."

„Die Seide wächst nicht auf dem Felde, sondern kommt von Würmern her, die nur in warmen Ländern leben. Und wenn du ein rechter Seidenweber werden wolltest, müßtest du bis nach Lyon gehen; das ist eine Stadt, weit weg von uns in Frankreich. Ich weiß das aus meiner Naturgeschichte und aus meiner Geographie."

„Die Stadt werde ich schon finden; das wirst du sehen. Und nicht wahr, die schwarze Halsbinde, die dein Vater hat, ist auch von Seide, weil sie so glänzt, wie das Kleid dieser Docke? Gib Acht, Paul, — wenn du einmal Pfarrer bist, mache ich dir auch ein solches Halstuch."

„Aber mir zuerst ein seidenes Kleid!" ließ sich dringlich die Stimme des Mädchens dazwischen vernehmen.

„Ja, du bekommst so wenig ein seidenes Kleid vom Michel, als ich eine Halsbinde. Ich mag aber auch gar kein Pfarrer werden, sondern will ein Landrichter werden. Der kann die Leute einsperren lassen, wenn sie nicht ordentlich und brav sein wollen." —

„Ich werde aber, was meine Mutter ist!" sagte Lina.

„Meinetwegen werdet ihr, was ihr wollt. Ich werde ein Seidenweber.“ So schloß bestimmt und trotzig Michel die Unterhaltung.

Der Pfarrer zog sich leise zurück, damit die Kinder nicht merkten, daß er sie belauscht habe; konnte aber doch nicht umhin, die Worte derselben seiner Frau mitzutheilen und daraus Schlüsse auf den Charakter der Kinder zu ziehen und Hoffnungen für ihre Zukunft zu schöpfen. Ja er nannte wohl auch öfters des Stegwebers Michel scherzweise „den Seidenweber“ und seinen Paul „den Landrichter.“ Daher kam es, daß auch seine Kinder den Knaben des Webers so nannten, jedoch nur, wenn sie in Streit mit einander geriethen.

Streit gab es wohl auch zwischen Michel und Paul öfters; aber die Freundschaft wurde dadurch nicht gestört, und weil Michel immer die Partie der kleinen Lina ergriff, wenn diese mit dem Bruder in Zwist gerieth, so sagte diese öfters zu ihrer Mutter: „Der Michel ist mir lieber als der Paul.“ — „Freilich“ — fiel dann Paul ein — „weil dieser immer thut, was du haben willst.“

Die fröhliche, selige Zeit der Kinderspiele dauerte für sie noch einige Jahre fort, bis Paul auf ein Gymnasium kam. Da wurde es dem Schwesterlein doch recht weh zu Muthe. Denn ihr Herz hing mit aller Liebe an dem Bruder, und seine Neckereien waren ihr eine Unterhaltung, wie seine Spiele mit ihr. Beides vermißte sie um so schmerzlicher, weil jetzt auch der Michel nur selten und nie, wenn

er nicht ausdrücklich gerufen wurde, in's Pfarrhaus kam. Vollends als dieser konfirmirt und bald an dem Webstuhl, bald bei dem kleinen Feldbau des Vaters beschäftigt war, da sehnte sich Lina beständig nach dem lieben Bruder Paul. Die Zeit bis zu seiner ersten Heimkunft in Vakanz dünkte ihr ewig lang und sie freute sich recht auf die Rückkehr desselben. Denn sie meinte, dann würde auch Michel doch wenigstens alle Sonntage wieder kommen, um mit ihr und Paul zu spielen. Doch Paul kam gleich in seine erste Vakanz mit dem ganzen Stolz eines kleinen Lateiners, und wollte mit Michel nicht mehr viel zu thun haben. Dieser fühlte sich auch schon bei der ersten Zusammenkunft mit ihm beleidigt, denn Paul fragte ihn spottend, wie weit er es in der Kunst der „Seidenweberei" schon gebracht habe?

Daß er sein und seines Vaters Geschäfte, aus grobem Abwerg-Gespunste Rupfer, d. h. rauhes Zeug zu Putzflecken und zu Verpackungen anzufertigen „Seidenweberei" nannte, nahm er als doppelte Beleidigung auf, sowohl in Bezug auf seine gegenwärtige Arbeit, als auch im Hinblick auf seine frühere Aussage, daß er ein Seidenweber werden wolle. Michel vermied also den Paul und das Pfarrhaus. Um so fleißiger gieng Lina zu den Eltern des Michel. Die „Stegwebersleute" waren brav, in ihrem Hause herrschte Ordnung, sie hatten ein Paar Kühe im Stalle und einige Aeckerlein in der Flur, und Michel war ihr einziges Kind. In ein solches Haus konnte man das kleine Pfarrtöchterlein schon bei freier Zeit lassen. Und Michels Mutter hatte

ihre Freude an dem gesprächigen und handigen Mägdlein. Aber da es einmal die Worte an Michel gerichtet hatte: „Du solltest doch auch schönes, feines Haustuch machen lernen, nicht immer nur so wüstes, grobes Zeug wirken!“ — so ließ Michel dem Vater keine Ruhe mehr, bis er auch von den Bäuerinnen des Ortes Linnengarn zum Wirken annahm und so dem Sohne Gelegenheit verschaffte, feinere Leinenweberei zu treiben.

Michel freute sich nur darauf, dem „Linerle“ zeigen zu können, wie schön und gleich er auch Leinwand zu weben verstehe, und daß er dieses in so kurzer Zeit gelernt habe, darüber werde sie sich doch verwundern müssen. Diese Gedanken beschäftigten ihn und flogen mit andern durch seinen Kopf hin und her, wie sein Schifflein durch das Gewebe. — Das Linerle kam leider immer seltener, je älter sie wurde; aber als sie den Michel zum ersten Male hinterm Stuhle sah, in dem Garn zu Leinwand eingezogen war, da lobte sie seine Kunst und sagte: „Jetzt muß dir meine Mutter auch etwas zu wirken geben und das Garn dazu thun, welches ich gesponnen habe.“

Michel hielt nur einige Augenblicke an, um zu sagen, daß er mit dem Stücke unterm Stuhle bald fertig sein werde und dann gleich ihr Sach in Arbeit nehmen könne; darauf trat er die Schemel so eifrig, ließ das Schifflein so schnell hin und wieder fliegen und schlug mit der Lade das Gewebe so stark und fest daß der Lina Hören und Sehen vergieng. „Wenn du's so arg treibst“ sagte sie — „kann man ja

kein Wörtlein mit dir schwätzen! da muß ich gehen. B'hüt dich Gott!" — Erst wie sie zur Thüre hinaus war, reute es den Michel, daß er so eifrig sein Geschäft betrieben und mit dem Lärm desselben die Lina verjagt habe. Und er hätte so viel ihr mitzutheilen gehabt von den Planen, mit denen er umgieng und die er nur ihr entdecken wollte. Aber zu einer solchen Entdeckung fand er nie die rechte Gelegenheit oder den nöthigen Muth, selbst da nicht, als Lina ihn lobte wegen der schönen Leinwand, die er aus ihrem Gespunste gewoben hatte. Dagegen saß er öfters Minutenlang an seinem Webstuhl und sah stumm und still auf die Fäden hin, ohne die Schemel oder das Schifflein zu regen. Nur wenn seine Mutter ihm zurief „Michel, was sinnirst denn?" oder wenn der Vater ihn schalt, trieb er sein Geschäft wieder mit einer Hast, als sollte der Flug seiner Gedanken den Einschlag geben zu dem Zettel am Webstuhle. Michel hatte das siebenzehnte Lebensjahr zurückgelegt, als einmal auch der Pfarrpaul, der wieder in der Vakanz war, ihn besuchte. Gerade hatte er feines Tuch der Strohbäuerin in der Arbeit; und als Paul sein gleiches, festes Gewirke sah, sagte dieser: „Michel, jetzt glaub' ich bald, daß du auch noch ein Seidenweber wirst." — Michel erwiderte ganz aufgebracht: „Laß dein Uzen bleiben, ich werde eher Seidenweber, als du Landrichter." — Nach diesen Worten griff er seine Arbeit mit einem an Zorn grenzenden Eifer an und achtete gar nicht mehr auf Paul, der sich auch bald entfernte.

Der alte Stegweber hatte schon längst das Benehmen

seines Michel, wenn er bald sinnend und gerade aus blickend an dem Webstuhle saß, bald heftig und eifrig Schemel, Schiff und Lade rührte, mit Kopfschütteln beobachtet und auch wohl zu seinem Weibe gesagt: „Marget, ich weiß nicht, was der Bub für ein obstinates Wesen an sich hat. Schätz wohl, daß ihm das viele Sitzen nicht taugt und es wär' besser, er ging' in den Stall und auf's Feld." „Kannst Recht haben, Melcher," — bemerkte das Weib — „aber er will absolut nicht vom Stuhl weg. Wir müssen nur mal miteinander Ernst anwenden und ihm befehlen, daß er jetzt ‚d' Oekomonie' *) treiben und lernen muß."

Allein mit „dem Ernst" der beiden Leute wollte es nicht heraus; denn sie waren längst gewohnt, dem Michel seinen Willen zu lassen, und andern Leuten gegenüber lobten sie seinen Fleiß, seine Geschicklichkeit und seine Folgsamkeit. War er ja ihr einziges Kind und ein solches kommt leicht zur Oberherrschaft über die Eltern. Michel hatte sie schon von Kindheit auf; aber er gebrauchte sie mit Bescheidenheit. Am längsten und beharrlichsten hatten ihn Vater und Mutter darin bekämpft, daß er auch an Sonn- und Feiertagen zu Hause blieb und andere Bücher las als Bibel und Predigtbuch. Doch auch in diesem Stücke setzte er seinen Willen durch, und er las um so eifriger, namentlich Reisebeschreibungen und Geographieen, je reichlicher ihn die Pfarrlina mit solchen Büchern versorgte. Aber diese war jetzt auch konfirmirt, stattlich herangewachsen und hatte die Kinderschuhe ausgetreten.

*) So sagen die Landleute durchweg statt „Oekonomie."

Darum kam Michel in nicht geringe Verlegenheit, so oft sie in seinem Hause erschien. Er wollte nicht mehr „Du“ zu ihr sagen, und das „Sie“ brachte er nicht heraus. Das Geschick, wie Vater und Mutter, hatte er gar nicht, die mit „Jungfer“ und „man“ die gefährliche Klippe des „Sie“ und „Ihnen“ klug umschifften. Ueberhaupt war's eigen, daß Michel gar nicht mehr den Blick der Lina ertragen konnte, sondern die Augen in ihrer Nähe immer zu Boden richtete. Mit dem Frühling des Jahres 1828 kam es endlich zwischen Michel und seinen Eltern zu einem Krieg, in welchem man zuerst die Pfarrtochter und zuletzt den Pfarrer selbst zur Vermittlung beizog. Aber Sieger blieb auch da der Michel, und zwar gerade dadurch, daß sich der Pfarrer und seine Tochter auf seine Seite schlugen. Michel wollte nämlich in die Fremde gehen, als Webergeselle. Schon längst hatte er diesen Plan in seinem Herzen bewegt; aber daß er nun damit hervortrat, dazu war doch der Paul die nächste Veranlassung. Während der jüngsten Ostervakanz besuchte dieser trotz früherem Zwiste auch wieder seinen Freund Michel, und dieser theilte ihm vertrauensvoll mit, daß er im Sinne habe, auf die Wanderschaft zu gehen. Paul konnte seiner Lust zum Witzeln und Spötteln nicht widerstehen und sagte lachend: „Kennst du die Geschichte vom „Peter in der Fremde?“ Solch ein Held wirst du auch sein, der gerade so weit wandert und so lange ausbleibt, als die von der Mutter mitgenommenen Nudeln und Kuchen dauern.“ Hierauf sagte er einige Verse aus dem Gedichte: „Der Peter in der Fremde“

so komisch her, daß Michel vor Aerger roth und blau wurde und im Zorn in die Worte ausbrach: „Du kannst doch nichts als spotten und unser Einen verachten! Aber laß sehen, wer sich weiter traut in der Welt, ich oder du. Wann du wieder in die Vakanz kommst, sollst du nichts mehr sehen von mir, oder du darfst mich den größten Lügner heißen.“ Paul lachte über den Zorn Michels, besänftigte ihn aber doch ein wenig. Nur als er ging, reichte er ihm die Hand und sagte: „Nun weil's denn auf lange geschieden sein soll, so behüt dich Gott und bleib gesund, bis ich wieder komme.“

Michel empfand wohl den Stich und Spott, der in den letzten Worten lag: aber er reichte ihm die Hand und fügte bei: „Nein, bis ich wieder komme; das wird länger sein.“

Wie Paul zur Thüre hinaus war, kamen bald nach einander der Vater und die Mutter Michels herein, und nun faßte sich dieser ein Herz und sprach also: „Ich bin jetzt, wie ihr wißt, 18 Jahre alt und muß mich doch auch in der Welt umsehen, auf daß ich mehr lerne, als nur gerade so glattes Tuch zu wirken. Ihr seid Beide, Gott sei Dank, gesund und rüstig; das kleine Gütlein könnt Ihr wohl allein bewirthschaften, und im Winter bleibt dem Vater noch Zeit genug, auch auf der Weberei Einiges zu verdienen. Darum will ich ein Wanderbuch vom Gericht holen und mich auf die Wanderschaft begeben.“ Weiter ließ die Mutter den Michel seine Rede nicht fortsetzen, sondern fiel mit aufgehobenen Händen und mit weinerlicher

Stimme ein: „Um Tausend Gottswillen, Michel, bist du denn närrisch geworden?“ Und der Vater intonirte: „So lange die Welt steht, ist aus unserem Dorf noch kein Weber in die Fremde gegangen, und haben alle ihr Geschäft mit Nutzen getrieben. Du wolltest nun eine Neuerung anfangen? Das geht nicht!“

„Wollt Ihr haben, daß ich hier versaure und krank werde?“ entgegnete Michel. „In zwei, höchstens drei Jahren bin ich wieder daheim. Inzwischen lerne ich etwas Tüchtiges und erspare mir so viel, daß ich meinen Mann zu den Soldaten stellen kann, was wir aus unserem Häuslein und den Paar Ackerflecken nicht erschwingen können. Und Soldat werden zu müssen, wäre mein Tod auch ohne Krieg.“

Die letzte Erinnerung machte auf Vater und Mutter Eindruck; aber die Zustimmung zu Michels Verlangen erwirkte sie noch lange nicht. Denn jener meinte: „Was ein Ersatzmann kostet, können wir auf unser Sach aufnehmen;“ und diese hoffte mit Zuversicht, daß er's gewinnen werde beim Spielen. Doch Michel traute dieser Hoffnung nicht und schloß seine Replik mit den Worten: „Nun ja, so werdet Ihr mich durch den langweiligen und zuwidern Soldatendienst um Freiheit, Jugendlust und um's Leben bringen. Denn einen Ersatzmann lasse ich nicht kaufen, weil ich nicht Schulden auf's Gütlein bringen will.“ Dabei griff er sein Geschäft so eifrig und heftig an, daß aller weitere Disput zum Schweigen gebracht war. Die Mutter

Michels gieng aber noch am selbigen Tage, wie sie mit ihrem Manne ausgemacht hatte, in's Pfarrhaus und ersuchte die „Jungfer“ gar schön, sie möchte doch ihrem Michel den dummen und gottlosen Gedanken, in die Fremde zu gehen, ausreden. Der Jungfer folge er gewiß. Allein „die Jungfer“ fand den Gedanken Michels weder dumm noch gottlos, sondern im Gegentheil sehr vernünftig. Um aber die alten Stegweberleute belehren und überzeugen zu lassen, daß ihres Michels Gedanken auf die Fremde und Wanderschaft nicht verwerflich seien, rief Lina ihren Vater herbei. Nachdem dieser das Anliegen der Stegweberin vernommen hatte, versprach er, selbst in ihr Haus kommen zu wollen, um den Zwiespalt zwischen Eltern und Sohn auszugleichen. Das geschah schon am folgenden Tage, und dem Michel wurde zu Herzen geführt, daß er gegen den Willen seiner Eltern nichts thun dürfe, sondern nach dem Vorbilde unsers HErrn und Heilandes denselben unterthan sein müsse. Michel hieng bei dieser Mahnung den Kopf und sah mit Thränen in den Augen auf den Boden. Aber nun wandte sich der Pfarrer an die Eltern Michels und zeigte diesen, daß Michels Verlangen ein berechtigtes sei und daß man in unsern Tagen von einem Handwerker erwarte und fordere, seine Kenntnisse zum Betrieb seines Gewerbes auch in ferneren Gegenden und Ländern zu mehren. Wenn ein Bursche nur in Gottesfurcht seine Wege wandle und sich vor bösen Gesellschaften hüte, so sei nichts besser für ihn als die Wanderschaft. Die Fremde bildet. Und von den

Eltern wäre es lieblos, wenn sie einem Sohne diese Ausbildung nicht angedeihen ließen. So und noch weiter redete der Pfarrer, bis endlich die Eltern ganz einstimmten in Michels Verlangen und bei diesem eine Freudigkeit hervorriefen, wie er sie seit Jahren nicht mehr an den Tag gegeben hatte. War er bisher in sich gekehrt, still und nachdenklich, so konnte er jetzt nicht nur gesprächig seine Freude auf die bevorstehende Wanderung vielfach ausdrücken, sondern sogar in Gesang und Liedern seine Herzenslust ausgießen, eine Kunst, von welcher er seit Jahren keinen Gebrauch mehr gemacht. Hatte er mit der Mutter besprochen, was er an Leibwäsche und Kleidern in seinem Reiseranzen mitnehmen wollte, und mit dem Vater ausgemacht, wie viel er Reisegeld brauchen dürfte, bis er an einem guten Platze Arbeit bekomme, so konnte er in lautem Jubel das Lied anstimmen:

Im Freien, ach im Freien,
Wie ist's da grün und licht!
Im Maien, ach im Maien,
Wer möchte wandern nicht?

Grüß' Gott, ihr lieben Haine!
Grüß' Gott, du dunkler Wald!
Ihr Dörfer und ihr Raine,
Ihr Berge grau und alt!

Nicht länger konnt' ich tragen
Die Sehnsucht in der Brust:
Wer fänd' bei solchen Tagen
In dumpfen Häusern Lust?

Nun rauscht, ihr grünen Bäume!
Nun dufte, bunter Hain!
Nun schließt, ihr lieben Räume,
Nur gar den Wand'rer ein!

Nun singt die hellsten Lieder,
Ihr Vög'lein in den Höh'n
Wer weiß es, ob wir wieder
Uns je so fröhlich seh'n.

Die letzten Worte dieses Liedes stimmten auf einmal Michels Freude gewaltig herunter, und tiefe Trauer bemächtigte sich seiner, so daß auch seiner Mutter die Thränen über die Wangen herabrieselten und sie schluchzend sagte: „Gelt, Michel, jetzt spürst du's auch, wie weh es thut, Vater und Mutter verlassen? Wer weiß, was uns begegnet, und ob wir uns auf Erden wieder sehen!“ Dabei ergriff sie den Zipfel ihres Schurzes und wischte sich die heißen Thränen aus den Augen. Als aber Michel den Schmerz seiner Mutter sah, der gerade durch den Anblick seiner eigenen Trauer erweckt wurde, faßte er sich schnell wieder und sagte: „Mutter, hast du nicht oft schon gesungen mit mir und dem Vater:“

Es kann mir nichts geschehen,
Denn was Gott hat ersehen
Und was mir heilsam ist;
Ich nehm' es, wie Er's giebet,
Was ihm von mir beliebet,
Dasselbe hab ich auch erkiest! —

„Wir müssen doch auch glauben, was wir bekennen, und gutes Muthes sein im Vertrauen auf Gottes gnädige Führung.“

„Ich glaub' das schon“ entgegnete die Mutter; „aber besser und sicherer wär's eben doch, wenn du bei uns geblieben wärst.“

„Sicherer?“ — erhob sich da der Vater, welcher selbst tiefbewegt sowohl dem Gesange Michels, als der Rede seines Weibes stille zugehorcht hatte. — „Sicherer? Da will der schwache Mensch mächtiger und klüger sein als unser HErr Gott! Das ist ein sauberer Glaube, der nur so weit reicht, als das Auge oder die Hand und der Geldbeutel. Schäm' dich, Marget! und mach unsern gütigen, allmächtigen Gott nicht zu einem Zwetschgenmännle.“ —

Gesprochen wurde nun nicht mehr von den Gefahren der Fremde für einen jungen Menschen; aber die Sorge und die Trauer schwand aus der Familie nicht, so lange die Zurüstung zur Reise dauerte. Als endlich die Zeit des Ausmarsches für Michel gekommen war, gieng er noch im Dorfe herum und sagte den Nachbarn, Bekannten und Gefreundten „B'hütgott.“ Dieß Geschäft bereicherte zwar seine Reisekasse bedeutend, denn 12 —24 Kreuzer bekam er in jedem Hause und wenn er an einem vorübergehen wollte, so rief man ihm zu: „Michel, du wirst doch uns nicht verachten?“ Dabei mußte er aber in der besten Meinung manch hartes Wort mit hinnehmen, wie: „Bist doch 'n dummer Kerl, daß du in die weite Welt n'aus

gehst und könntest es daheim so gut haben;" oder: „Wie du nur deiner Mutter so viel Sorgen machen kannst!" oder gar: „Dein Vater ist net g'scheidt, daß er dich fortläßt und könnt' dich so gut brauchen." Michel nahm diese Reden gutmüthig hin, wie sie auch aus gutem Herzen kamen und entgegnete höchstens hie und da einmal: „Unser HErrgott wird's schon recht machen!" Eine längere Vermahnung mußte er schon vom Pfarrer anhören. Dieser gab ihm auch einen „geistlichen Zehrpfennig" mit, d. h. ein kleines Gebetbuch für wandernde Handwerksbursche und ein Neues Testament. Von der Pfarrerin erhielt er ein schönes Sacktuch und von der Lina einen Blumenstrauß. Es war der Monat Mai, und da blühte schon manches liebliche Blümlein im Garten. Rosmarin, Muscatblättlein und Gelveigelein mußten den Wohlgeruch spenden. Lina begleitete den Michel bis zur Hausthüre, und da sie ihm die Hand zum Abschied reichte, giengen ihm die Augen über. Er nahm sich aber mit einem gewaltigen Druck nach innen zusammen und sagte: „Einen schönen Gruß an Paul, und er soll sehen, ob ich nicht weiter gehe, als die Nudeln und Kuchen der Mutter reichen."

„Ei, laß dich das nimmer wurmen, Michel!" — mahnte treuherzig Lina, — „der Paul ist von jeher ein Necker und Schmalker gewesen, das weißt du ja. Komm nur gesund wieder heim!" — Bei den letzten Worten hatte er ihr schon den Rücken zugekehrt, denn es drückte ihn so im Herzen, daß das Wasser wieder zu den Augen

herausträufelte und das wollte er nicht merken lassen. Er gieng fort, ohne noch einmal umzusehen. Tags darauf versammelten sich seine Kameraden, es mochten sechs oder acht Bursche sein, im Hause des Stegwebers, um dem Michel das Geleit zu geben bis in den nächsten Ort. Einer der Burschen nahm Michels reich gefülltes Felleisen auf den Rücken und gab so das Zeichen zum Aufbruche. Als er selbst den Hut mit dem Blumenstrauß auf dem Kopfe hatte und den starken Knotenstock in der Hand hielt, trat er an die Mutter heran, ihr die Hand zum Abschied zu reichen. Diese bat ihn unter vielen Thränen, er solle doch in der Nähe bleiben, und wenn er in Würzburg und Nürnberg gewesen, so habe er genug gesehen.

Michel konnte gar kein Wort darauf hervorbringen; er wollte in der Abschiedstunde seiner Mntter nicht zusagen, was in seinem Herzen ganz anders beschlossen war. Darum wandte er sich mit einem in Thränen glänzenden Blicke von ihr ab und reichte dem Vater schweigend die Hand. Dieser sagte blos: „Walt's Gott!“

Nun drängten die Bursche zur Thüre hinaus. Derjenige, welcher Michels Ranzen trug, schritt voraus; zwei faßten den Michel unter den Armen und folgten, und die andern schritten hinter drein. Noch im Dorfe stimmten sie ein Lied an, das durch Text und Melodie die Schritte in gleichmäßigem Takte hielt und also lautete:

„Fort, fort, fort und fort, an einen andern Ort!
Es ist vorbei die Winterszeit, drum sind wir Bursche jetzt bereit,
Von einem Land zum andern zu wandern.

Ihr, ihr, ihr und ihr, ihr Leute lebet wohl!
Ihr nahmt uns unter euer Dach und gabt uns manchen guten Tag,
Drum sei euch Glück und Frieden beschieden.

Du, du, du und du, leb wohl, du schöner Ort!
Du hast in deinen Straßen oft verlieh'n, was unser Herz gehofft,
Dein denken wir von ferne noch gerne.

Ihr, ihr, ihr und ihr — ihr Mädchen, lebet wohl!
Ihr habt uns freundlich angelacht, mit manchem Liebesblick bedacht:
Lebt wohl auf Wiedersehen! wir gehen."

2.

O Wandern, o Wandern, du süße freie Luft!
Da wehet Gottes Odem so frisch uns in die Brust
Da singet und jauchzet das Herz zum Himmelszelt:
Wie bist du so schön doch, du weite, weite Welt.

Als die Kameraden mit Michel den Valettrunk gethan und ihn nunmehr verlassen hatten, wurde es ihm schon ein Bischen weh um's Herz. Er fühlte sich so einsam und verlassen, als wäre er allein in der Welt. Doch lange dauerte dieser Schmerz nicht bei ihm. Die Lerchen sangen wirbelnd über seinem Haupte, der Himmel spannte sich lieblich blau über ihm aus, und die Felder, durch welche er hinwanderte, prangten im frischesten Grün, — hiezu kam noch

die hoffnungsreiche Phantasie im Kopfe, womit er schnell weit in die Zukunft drang und dort sich die farbigsten Bilder hinzauberte: — da mußte aller Schmerz und alles Weh aus dem Herzen weichen! Ja sogar der Hunger, ein Geselle, der zu Hause unsern Michel fleißig heimsuchte, stellte sich nicht ein bei ihm vor lauter innerem Entzücken über das schöne — Luftschloß, das er sich aufgebaut hatte schon in den ersten Stunden seiner Wanderschaft.

Erst gegen Abend spürte er einige Leere im Magen, und er griff zu einer Nudel, die ihm die Mutter oben auf in das Felleisen gepackt hatte. Er lagerte sich unter dem Schatten eines Straßenbaums und ließ es sich trefflich schmecken. Aber plötzlich fielen ihm die Worte Pauls ein und als fürchtete er sich vor einer prophetischen Macht derselben, bezähmte er seinen Appetit und legte zwei Stücke wieder in den Ranzen. „Die sollen nicht aufgezehrt werden, bis ich in Lyon bin,“ sagte er für sich. Er besorgte also Heimweh und Drang zur Rückkehr, wenn er das weiße Gebäck seiner Mutter nicht mehr bei sich, sondern aufgegessen hätte.

Dabei erfahren wir daß sein Sinn fest nach Lyon zur Seidenweberei gerichtet war. Zunächst aber mußte er in Baiern, Württemberg und Baden die Plackereien schmerzlich fühlen, welche Schreiber, Schultheißen und Gensd'armen den armen wandernden Handwerksburschen damals noch durch Untersuchen und Visiren ihrer Wanderbücher anthaten. Auf den Landstraßen und in den Gassen der Dörfer und Städte mußten sie jedem Schirmer der Sicherheit ihre Büchlein vorweisen,

und wehe ihnen, wenn sie auf einer andern Route gefunden wurden, als sie im letzten Visa sich eintragen ließen. In den Gerichtsstuben und Rathhäusern mußten sie oft stundenlang stehen und warten, bis es einem hochmögenden Schreiber gefällig war, das Wanderbüchlein zu vidimiren; hatte der junge Wanderer einige Polizeistellen übergangen und keinen Eintrag machen lassen, so warf sich der Mann mit der Feder hinterm Ohr gewaltig in die Brust und zeigte seine Gewalt wenigstens durch Schelten und Drohen mit Einsperren, wenn dieser Akt der unheimlichen Polizeimacht nicht wirklich vollzogen wurde. Ja, eine unheimliche Macht ist die Polizei, weil man ihre Handhaber auf keinem festen Boden fassen kann, weil sie keinen eigentlichen Gesetzesleib haben, sondern als Gespenster vager Willkür, wenn auch wie Pascha's mit drei Roßschweifen, vor uns stehen.

Von diesen Gewaltigen hatte auch unser Michel viel zu leiden. Denn er konnte nicht begreifen, warum er nicht zur Linken oder Rechten von der Straße abbiegen solle, so ihm die gerade und vorgeschriebene Richtung nicht gefiel; es kam ihm ganz närrisch vor, sich vor jedem Polizeiamt stellen und besehen lassen zu sollen, ob seine Nase, sein Mund, seine Gestalt noch übereinstimme mit der Beschreibung im Wanderbüchlein. Land und Leute hätten ihm allenthalben gefallen, nur die Landjäger, Polizeischreiber u. dgl. Potentaten nicht, weßhalb er diese ganz ausschied von Land und Leuten und allein klassifizirte. — Eher, als er anfänglich im Sinne hatte, begab er sich deßhalb in Arbeit, und wir treffen

ihn schon im Monat September in St. Gallen hinter dem Webstuhle. Denn das hatte er aus einem geographischen Handbuche, das ihm die Pfarrlina zum Lesen in's Elternhaus gebracht hatte, gemerkt, daß in St. Gallen feine Leinen- und Baumwollenweberei stark getrieben werde. In beiden „Fächern" arbeitete er nach und nach und vermehrte seine Kunst zu großem Lobe seiner Meister, aber auch zu Nutz und Frommen seiner Kasse; — ein Zeichen, daß er auch ein sittsamer und ordentlicher Bursche war.

Hier müssen wir noch bemerken, daß er in seinen Werkstätten zu St. Gallen unter dem Namen „Franke" lief, nicht etwa deßhalb, weil sein Familienname „Frank" war, sondern weil er Franken seine Heimath nannte. Er sagte aber nirgends, daß er ein „Baier" sei. Denn an diesen Namen hängt sich so gerne die Sylbe „Alt," so daß man unter jedem Baiern sich einen „Altbaiern" vorstellt; am allerwenigsten mögen die baierschen Franken als Altbaiern laufen. Wenn aber gleich nach Handwerksburschen Brauch der Name „Franke" unserem Michel in der Fremde gegeben wird, so wollen wir doch auch ferner ihn nicht anders heißen als wie bisher.

Schon im Monat Mai des Jahres 1829 juckte und zuckte es den Michel wieder, so daß er nicht mehr lange ruhig hinter dem Webstuhl sitzen konnte. Er mußte hinaus in's Freie. Die gewaltigen Bergriesen der Schweiz übten eine mächtige Anziehungskraft auf ihn; an guter, neumodischer Kleidung fehlte es ihm nicht, und seine Arbeit in

St. Gallen hatte ihm noch manches „Frankenstück“ über den Verbrauch geliefert; — warum sollte er nicht weiter wandern? Wir können ihn aber nicht begleiten über Berg und Thal.

Sein Leben spann sich da auch gleich ab, und die Beschwerlichkeiten, welche hie und da die Lust des Wanderns würzten, brachten in seinem Lebensgange so wenig eine Unterbrechung, wie ein kleiner Knoten oder ein Wulst an einem Faden bei der Arbeit des Webens kein Hinderniß bereitet, wenn man ihn gleich im Gewebe bemerkt. In Genf hielt unser Michel wieder an. Er brauchte aber von St. Gallen bis dahin nahezu fünf Monate. In Genf gab es auch Seidenweberei und das war's ja, was er suchte. Nur stand es noch einige Zeit an, bis er sich an dieses Geschäft wagen konnte. Deßhalb nahm er zuerst in einer Baumwollenweberei Arbeit, machte Bekanntschaft mit Seidenwebern, besuchte diese öfters in ihrer Werkstätte und ließ sich von ihnen unterweisen in ihrer Kunst. Dumm und ungeschickt war Michel nicht, das werden meine Leser schon aus der bisherigen Schilderung seines Lebensganges gemerkt haben. Die Lust zur Seidenweberei brannte in ihm wie das in Brand gerathene Steinkohlenlager in Sachsen, das auf der Erdoberfläche, einem Treibhause gleich, auch die südlichsten Gewächse zur Reife und Fruchtbarkeit bringt. So kam es, daß Michel bald unter den Seidenwebern in Genf saß und es dem Geschicktesten gleich that. — Das war eine Lust für ihn! Aber noch hatte er eine Nudel der Mutter in seinem Felleisen, darum kam auch noch kein

Heimweh in ihm auf. Und ohne in Lyon gewesen zu sein, wäre er nicht nach Hause gegangen, schon des Pfarrpauls wegen und eingedenk der Aussage, die er selbst in seinen Knabenjahren gethan hatte. — Es will mich aber auch bedünken, als ob Michel in Genf nicht bräver und gottesfürchtiger geworden wäre. Denn er stieg da an Feiertagen gar herrisch und vornehm herum, als hätte ihn die Seide, mit der er jetzt zu thun hatte, auch zu einem glänzendern Aeußern getrieben. Daß aber sein Herz nicht weich wurde wie Seide, glaube ich daraus schließen zu dürfen, daß er von Genf aus nicht einmal an seine Eltern schrieb. Und der „geistliche Zehrpfennig", den ihm sein Ortspfarrer auf die Wanderschaft mitgegeben, wurde nun gar verachtet. „Goldene Zwanzigfrankenstücke" waren der Gegenstand seines Verlangens, aber auch nur, um diese Lieblinge seines Herzens bald wieder auf den Altären der Eitelkeit und der Großmannsucht zum Opfer zu bringen. — Wir fürchten, es geht abwärts mit unserm Michel, obwohl er der festen Meinung war, aufwärts zu steigen. Das meinte er auch, als er im Sommer 1830 das Rhonethal hinabwanderte nach Lyon. —

Nun war er an dem Ziel seiner längst gehegten Wünsche. Aber das merkte er bald, daß seine Kunst in der Seidenweberei noch lange nicht leisten könne, was in Lyon verlangt und getrieben wurde. Diese blumenreichen, schweren, in dem schönsten Farbenschmuck glänzenden Damaste namentlich, die hier angefertigt wurden, erregten seine Bewunderung

in hohem Grade, machten ihn aber auch bange bis zur Qual der Furcht, daß er solche prachtvolle Blumengewinde zu weben nie werde erlernen können. Arbeit bekam er gleich, aber nur in einfachen, glatten Stoffen. Der Lohn war auch nicht gering, allein Kost und Wohnung kam ihn hier noch theurer zu stehen als in Genf, und die Bedürfnisse hatten sich bei ihm mit der Genußsucht gesteigert. — Im Anfluge eines gewissen Dünkels von Aufgeklärtheit und der Verachtung seiner „kindischen Dorfgedanken" wie er den geheimen Zug seiner Seele nach der Heimath nannte, hatte er die letzte Nudel seiner Mutter weggeworfen, als er in Genf sein Bündel zur Reise nach Lyon schnürte. Und nun drängten sich diese „Dorfgedanken" so stark an ihn heran oder vielmehr aus ihm hervor, daß er öfters den Entschluß faßte, sich nach Hause zu begeben. Der französischen Sprache war er auch noch nicht so mächtig, daß er seine Umgebung leicht verstehen und von ihr recht verstanden werden konnte; und die Deutschen, deren er auch in Lyon manche traf, konnten seine Achtung und Zuneigung nicht gewinnen. So wurde seine Sehnsucht nach der Heimath immer mächtiger. Nur konnte er sich nicht die Stellung herausfinden, die er zu Hause einnehmen sollte. Denn neben den zwei Kühlein seiner Eltern einhergehen, und Feldarbeit thun, das sei ihm doch nicht mehr möglich. So sagte sich unser Michel, wenn er Nachts im Bette lag und nicht gleich schlafen konnte. Denn da regten sich am lebendigsten seines Herzens Gedanken. Dabei trat aber ein Hintergedanke hervor, den er sich selbst

nicht zu sagen traute und den wir deßhalb auch hier nicht mittheilen können. Und doch war's dieser Hintergedanke, der ihn weiter trieb, um in die Höhe zu kommen, wie er wünschte. Das Neue Testament, welches ihm sein Pfarrer auf die Reise mitgegeben hatte, lag wohl in seinem Felleisen, aber er las nicht mehr darin. Sonst hätte er sicher einmal die Mahnung gefunden und beherzigt: „Trachtet nicht nach hohen Dingen!" oder die Lehre: „Gott widersteht den Hoffärtigen, aber den Demüthigen gibt er Gnade." —

Reich wollte Michel werden, viel Geld wollte er gewinnen, um als ein vornehmer Mann in der Heimath auftreten zu können, dann würde es an dem nicht fehlen, worauf sein verschwiegener Hintergedanke abzielte. — Das waren Michels nächtliche Speculationen. Allein mit dem Reichwerden wollte es nicht so schnell gehen. Er arbeitete zwar fleißig, machte auch in der Kunstweberei gute Fortschritte, und verdiente sich schon nach halbjährigem Aufenthalte in Lyon ein schönes Geld; aber er brauchte auch viel für Nahrung und Kleidung, und wenn er auch einen hübschen Sparpfennig sich sammelte, so reichte dieser nach seiner Berechnung doch nicht weiter als zur Heimreise und zu einigen Geschenken. Um einen vornehmen Mann zu spielen, dazu mußte er viel, viel mehr haben. So waren Michels Tage voll Arbeit und seine Nächte voll Unruhe, und das geträumte Glück fand er in Lyon nicht. Einigemal suchte er es sogar in einer Spielhölle auf. Er kam jedoch, wie ein Hahn vom fremden Miste, tüchtig gerupft

nach Hause, und hatte lange zu thun, bis ihm die verlornen Federn wieder wuchsen. Im Sommer des Jahres 1831 hörte er viel sprechen von dem Beschluß der französischen Regierung, eine Fremdenlegion aus lauter Deutschen zu errichten. Es waren um diese Zeit viele junge Deutsche nach Frankreich geflüchtet, welche revolutionärer Umtriebe willen die Heimath verlassen mußten. Man unterstützte in Frankreich zuerst diese politischen Flüchtlinge sehr freigebig. Alsbald kam allerlei Volk, um nicht zu sagen liederliches Gesindel, aus Deutschland nach Frankreich, um unter dem Namen politischer Flüchtlinge Unterhalt daselbst zu bekommen. Um dieser lästigen Gäste los zu werden, ja noch Nutzen von ihnen zu ziehen, wurde nun ein Truppencorps aus ihnen gebildet, und dasselbe für die erst kürzlich eroberte oder vielmehr zu erobernde Provinz Algerien verwendet. Dort versprach man den Leuten goldene Berge als Soldaten, als Offizieren oder nach wohlbestandenem Kampfe mit den Beduinen als Besitzern von Ländereien, die ihnen zur Bebauung zugetheilt werden sollten. Die Versprechungen waren glänzend, die Hoffnungen leicht erregt; und so fehlte es auch nicht an Zulauf aus aller Herren Ländern zu dieser Fremdenlegion. Nicht blos Deutsche kamen, sondern auch Holländer, Belgier, Italiener und Spanier.

Auch unser Michel ließ sich verlocken durch die Aussichten, die ihm so grün und golden vor Augen standen, wie sie seine hochstrebende Phantasie zu malen wußte.

„Da gelangst du am sichersten zum Ziele deiner Wünsche; — in einigen Jahren bist du Offizier, und dann kannst du —," so schloß er eines Morgens noch im Bette seine Gedanken ab, die sich bis zu diesen laut gesprochenen Worten belebten und doch sich nicht ganz kund gaben.

Er nahm noch am selben Tage Feierabend in seiner Werkstatt, verkaufte hierauf seine Kleider bis auf einen einzigen Anzug und behielt auch von Leibwäsche nicht viel. Er mußte ja doch annehmen, daß er bald in die Uniform der Fremdenlegion gesteckt und auch andere Kleidungsstücke nach Bedarf fassen würde. Sein Geld wechselte er in lauter Gold um und verwahrte es sicher auf seinem Leibe. So machte er sich, nur eine leichte Reisetasche an der Seite, auf den Weg nach Norden, der Stadt Langres zu, wo das erste Depot der Fremdenlegion errichtet ward. Aber wie staunte und erschrack er, als er dort ankam und das Gelichter von Menschen sah, die sich schon versammelt hatten und deren Zahl täglich wuchs! Die Liederlichkeit sah man den Meisten nicht nur auf dem Angesichte ausgeprägt, sondern auch am Leibe hängen, in den Fetzen und Lumpen, die ihre Blöße nicht überall deckten. Dabei konnte er gar keine Anstalten von Seiten der Regierung wahrnehmen, diese Leute nur mit den nöthigen Lebensmitteln zu versorgen, geschweige mit soldatischen Monturstücken. Er wäre wohl von seinem Vorhaben zurückgestanden, wenn er nicht auch bessere Individuen unter der elenden verwilderten Schaar gefunden hätte, und wenn es ihm nicht gar zu schwer ge-

wesen wäre, von seinen, wie er meinte, schon ganz sicher gestellten Hoffnungen die Schritte wieder abzuwenden.

Da Michel ganz anständig, ja besser gekleidet war, als die meisten der bessern und gebildetern Deutschen, die sich bereits in Langres eingefunden hatten; da er auch ein bescheidenes und solides Benehmen einhielt und schon einen respectabeln Grad von Bildung verrieth, so wurde er alsbald in die sogenannte Studentencompagnie aufgenommen, die sich ihre eigenen Offiziere wählen durfte. Der arme Michel sollte bald merken, daß diese Ehre nur seiner Kleidung und seinem Geldbeutel galt. Denn da die Compagnie innerer und äußerer Händel wegen bald aufgelöst wurde, und ihre Mitglieder in die große Fremdenlegion sich einverleiben lassen mußten, machte man ihn nicht einmal zu einem Corporal, sondern nur zu einem Gemeinen. Diese große Legion bestand bereits aus mehreren Tausenden aus aller Welt zusammengelaufener Vagabunden. Die Zahl der redlichen Bursche war verhältnißmäßig nur gering. Und die Aufführung dieser Leute war so gräulich, daß die Bewohner von Langres sie nicht länger in ihren Mauern duldeten. Deßhalb wurde das Depot nach Bar-le-duc und später nach Toul verlegt. Drei Monate lang wurde weder Geld nach Armatur verabreicht, und Kleidungsstücke bekamen auch da nur diejenigen, welche fast nackt herumliefen. Inzwischen war Michels feiner und nobler Anzug nicht nur fadenscheinig, sondern an manchen Stellen sogar defect geworden, und das Geld hatten seine studirten Freunde

aus der Studentencompagnie ihm abzuzapfen gewußt, wie ein Kellner den Inhalt eines Fasses. Da stand er nun, der so eitle und hochfahrende Seidenweber, mit leeren Taschen und ohne ein ganzes Stück Kleidung auf dem Leibe, — also gerade all dessen beraubt, worauf er sich so viel zu Gute that, worauf er all sein Vertrauen setzte und wornach sein ganzes Trachten gieng! —

Wenn er sich so ansah und wandte seine Blicke auf seine Umgebung, die eine wahre Musterkarte von abgerissenen Kleidungsstücken, darunter auch von Militäruniformen der Deserteure aus allen Ländern, ja sogar von Zuchthaushabiten, bildete, so hätte er weinen können über seinen elenden Zustand; aber statt Thränen über seine Thorheit und Sünde, die ihn in solches Elend gestürzt, brach er in Verwünschungen des Schicksals und in Verzweiflung aus. Seiner Eltern und seiner Heimath mochte er gar nicht mehr gedenken; die Gewissensbisse, die er darüber empfand, daß er ihrer in seinem eiteln Streben und in seinen guten Tagen so ganz vergessen, waren ihm gar zu schmerzlich; darum suchte er sich ihnen zu entziehen. Endlich langten doch Uniformen und Waffen an, und es wurden zwei Bataillone equipirt, einexercirt und nach Algier abgeführt. Darunter war auch Michel. Wie er einmal in einer Soldatenmontur stack und Waffen trug, da stieg das luftige Bauwerk seiner eiteln Wünsche und Hoffnungen wieder merklich; und wie er in Marseille einmal auf dem Schiffe war, das ihn nach dem glücklichen Algerien bringen sollte, wo

Bäume voller Ehren und Reichthümer standen, die er nur schütteln dürfe, um ihrer süßen Früchte sich zu bemächtigen, da vergaß er aller bisherigen Trübsale und aller künftigen Gefahren, ohne die doch ein Mensch, der Glück im Kriegsdienst sucht, nicht durchkommen kann. Die Fahrt von Marseille nach Algier war eine äußerst günstige. Die Luft war stets rein, der Himmel blau und das Meer so ruhig und glatt, wie ein polirter Saal. Und so lau, so warm waren die Luftströmungen von Afrika herüber, daß die Sehnsucht und das Verlangen nach diesem Land des Glückes um so heißer wurde, je näher ihm Michel kam. Die Fahrt dauerte zu kurze Zeit, als daß er von der Seekrankheit belästigt werden konnte. Denn schon am Abend des dritten Tages sah man vom Schiffe aus die Stadt Algier in ihrer malerischen Lage und in ihrem orientalischen Gepräge. An der Ostseite eines Berges steigen ihre Straßen aufwärts. Die Häuser schimmern in glänzendem Weiß; von Dächern gewahrt man nichts; dagegen sind die Plattformen der Häuser mit Brustwehren umgeben, welche, mit weißem Kalke beworfen, in den Strahlen der Sonne einen blendenden Glanz verbreiten. Die Kuppeln und Minarets der Moscheen, die stattlichen Forts und Batterien, der Haven voller Schiffe und Nachen, und die zahllosen Landhäuser vor der Stadt boten dem Ankommenden ein so bezauberndes Bild, daß er die Zeit kaum erwarten konnte, wo er aus dem Schiffe steigen und den Fuß an das glückliche Land setzen würde, in dem auch jetzt im Spätherbste noch saftig-

grüne Rasen, blühende und fruchttragende Bäume und Blumen in dem prächtigsten Farbenschmucke sich zeigten. Am darauffolgenden Morgen sollte den Fremdlingen dieses Glück zu Theil werden. Erst etwas über ein Jahr vorher hatten die Franzosen die Stadt Algier beschossen und erobert, und als unser Michael Frank in der Uniform und Stellung eines französischen Fremdenlegionärs in die Stadt einzog, da waren die Straßen noch so eng, daß kaum zwei Mann nebeneinander gehen konnten; dabei zogen sie sich so steil und uneben aufwärts, daß man eher einen Felsgipfel zu ersteigen, als in den Straßen einer Stadt zu marschiren wähnen mußte. Und die Häuser, die in die Ferne hin so weiß und einladend glänzten, waren auf die Straße heraus nichts als eine hohe, graue Mauer, ohne ein Fenster und nur mit einer einzigen niedrigen Thüre in das Innere versehen. Das machte einen abschreckenden Eindruck. Die Legionäre waren froh, als sie am obern westlichen Ende der Stadt angekommen waren, wo die Casbah sich befindet, der ehemalige Aufenthalt des entthronten Dey, welchen ein Schlag mit dem Fliegenwedel nach dem französischen Gesandten um all seine Herrlichkeit gebracht hatte. Hier sollten sie vorläufig Quartier finden, bis sie in das höchst gelegene Kaiserfort versetzt wurden, welches die ganze Stadt sammt dem Haven beherrscht. —

Doch was half's, so hoch zu wohnen? Die Söldlinge durften solcher Höhe sich nur kurze Zeit freuen.

3.

Ach, es entschwanden mir Heimath und Glück,
Und zu dem Grab ist gewendet mein Blick. —

Als die ersten zwei Bataillone der französischen Fremdenlegion — meist Deutsche — in Algier ankamen, waren die Europäer in Algerien gerade in großer Angst vor den Beduinen. Diese hatten den mit Marschall Clauzel, dem damaligen Gouverneur von Algerien, abgeschlossenen Frieden verrätherischer Weise gebrochen und die allerdings leichtfertige und auch vernachlässigte Pariser Legion in Medeah und Blidah fast gänzlich aufgerieben. Den Beduinen hatten sich die Kabylen und Hadschuten beigesellt. Bis an die Mauern von Algier schweiften die räuberischen, mordgierigen Horden in ihrem Uebermuth, und die europäischen Colonisten in der Umgegend waren keinen Augenblick ihres Besitzthums und ihres Lebens sicher. Da mußten denn die deutschen Ankömmlinge sofort in's Feuer gegen die Beduinen, und wenn etwa ein Soldat, von den Kämpfen und Strapazen überwältigt, auf einem Wach- oder Vorposten sich ein Stündchen dem Schlafe überließ, so war es sicherlich um ihn geschehen. Denn die Feinde wußten wie die Katzen heranzuschleichen und den todtmüden oder schlafenden Posten zu überfallen und zu tödten. Was half es nun unserm Michael Frank, daß hier auch im Winter die Erde grünte und ihre Frucht trug, daß die Bäume in Blüthenschmuck da standen

zur Zeit, wo in der Heimath Alles unter Schnee und Eis starrte? — Bei den Schanzarbeiten rieselte der Schweiß aus allen Poren hervor, und auf den Wachposten drohte der Tod in allerlei Gestalten. Dabei mangelte es oft an dem nöthigen Proviant; und wurden die Monturstücke schadhaft, so mußte er auch in zerrissenen Kleidern und barfuß gegen den Feind sich auf die Wacht oder zur Wehre stellen. Sobald von irgend einem Wachposten ein Alarmschuß geschah, wurden Hauen und Schaufeln weggeworfen, die auch von den Soldaten gehandhabt werden mußten, und dagegen die Flinten ergriffen, um auf den bedrohten Platz zum blutigen Kampfe zu eilen. Selbst diejenigen unter den deutschen Leidensgenossen, die um irgend eines Vergehens willen das Vaterland hatten verlassen müssen und an Rückkehr in die Heimath nicht mehr denken durften, beklagten laut ihren Entschluß, hieher gegangen zu sein zu beständigen Plackereien, Gefahren und Entbehrungen — Wie schmerzlich empfand erst Michel seine Thorheit, der in den günstigen Verhältnissen als Seidenweber in Lyon lebte, und den zu Hause Vater und Mutter schon längst mit Sehnsucht erwarteten, dem im Vaterlande keine Strafe gedroht hätte! —

„Wenn es doch auch nur einmal zu einem wirklichen Feldzug, zu einer Schlacht mit diesen Raubthieren käme," — so brach Michel in Unmuth öfters aus — „daß man seines Elendes durch den Tod los würde oder durch gänzliche Ausrottung dieser Wildlinge zur Ruhe käme." — Leidensgenossen, die besser mit den afrikanischen Stämmen und

ihrer Zahl und Lebensweise bekannt waren, als Michel, spotteten noch seiner Einfalt, daß er meinte, diese Völker könnten je ausgerottet werden, die in ihre unnahbaren Schlupfwinkel sich zurückziehen und von entlegneren Gegenden immer wieder frische Bundesgenossen an sich ziehen konnten. Als im Frühjahr 1832 noch 4 Bataillone, darunter ein deutsches, und später noch ein deutsches Bataillon ankamen, so daß die Fremdenlegion nunmehr 7000 Mann stark war, wurden schon größere Unternehmungen gegen den Feind mit ihnen vorbereitet und ausgeführt. Allein das heiße Klima, die Strapazen und Entbehrungen warfen viele in Krankheiten, und die Spitäler zu Algier, Oran und Bona waren immer voll von kranken Soldaten. Auch Michel mußte die Annehmlichkeiten eines Spitalaufenthalts in Algier erfahren. Gegen diese Ruhe war doch der Felddienst mit Schanzwerkzeugen oder mit Waffen noch angenehm zu nennen.

Und Michel war froh, wie er nach vierwöchentlicher Krankheit wieder die Muskete tragen konnte. Inzwischen war der Herzog von Rovigo an Clauzels Stelle als Gouverneur in Algerien angekommen. Er suchte besonders die Colonisten zu sichern und ließ deßhalb unter den Generalen Trézel und Bro eine ernsthafte Expedition gegen die aufrührerischen Bewohner von Blidah und Medeah und gegen die räuberischen Stämme der Umgegend unternehmen. Die deutschen Bataillone, welche dabei waren, zeichneten sich durch Tapferkeit und Todesverachtung aus. Michel suchte aus Lebensüberdruß den Tod; aber er ließ sich nicht finden.

In welchem Zustande seine Seele vor Gott gekommen wäre, das bedachte er nicht. Darum hielt der treue Seelenhirte im Himmel seine Hand noch über ihm, ob er nicht dermaleins sich bekehre. — Da auch seine Offiziere seine Tapferkeit lobten, so erwartete er wenigstens, daß man ihn zum Unteroffizier machen würde. Allein er mußte sich mit der Ehre einer öffentlichen Belobung begnügen. Ueberhaupt verstand man wohl, den Muth der Deutschen auf den gefährlichsten und beschwerlichsten Posten zu benützen, aber Offizierstellen gab es nicht für sie; nicht leicht eine Stelle als Unteroffizier. „Die deutschen Bataillone sind werth, an der Seite der französischen Truppen zu kämpfen" — sagten die Franzosen; aber eigentlich wurden sie für würdig geachtet, ihnen voranzugehen. Denn allenthalben, wenn es eine große Gefahr gab, wurden die Deutschen vorausgeschickt. — In dieser Zeit wurde Michel so unwillig und seines Dienstes so überdrüssig, daß er mit dem Gedanken umgieng, zu den Beduinen zu fliehen. Allein die Erfahrung der jüngsten Tage, da die arabischen Stämme solche Deserteure zurückbrachten, um sich die Gunst des Gouverneurs zu erwerben, brachte ihn von seinem Plane ab. — Denn der Herzog von Rovigo ließ ohne Gnade alle Deserteure erschießen. Ja selbst derjenige, welcher nur im Unwillen oder im Rausche auf Desertion zu deutende Worte an seine Kameraden richtete, wurde als Verführer mit dem Tode bestraft. Gegen die Araber wußte der Herzog von Rovigo Strenge mit Milde geschickt zu vereinen. Auf die oben er-

wähnte Expedition gegen Blidah und Medeah, welche durch die Schlacht bei El-Tixraim so ruhmvoll für die französischen Waffen endigte, baten die bezwungenen Stämme um Frieden. Der Gouverneur forderte von ihnen die Auslieferung derjenigen Häuptlinge, die den Aufruhr angestiftet hatten. Zu Anfang des Jahres 1833 erschien eine zahlreiche Gesandtschaft in Algier, brachte Geschenke für den Gouverneur und den König der Franzosen und zugleich den Scheich Mesaud und den Kadi El-Aribi von Blidah, die erbittertsten Feinde der Franzosen und die Anstifter des Aufruhrs gegen sie. Den Häuptlingen wurde förmlich der Proceß gemacht, und sie wurden im Frühjahr 1833 durch das Schwert hingerichtet auf dem freien Platze bei Algier vor dem Thore Babazun. Der Andrang der Eingebornen zu diesem schrecklichen Schauspiel war außerordentlich groß; es waren aber wohl 4000 Soldaten von allen Truppengattungen zugegen, darunter auch das Bataillon, bei welchem Michel stand. Sie formirten ein großes Quarré und besetzten die Zugänge. Durch eine solche Truppenmasse wollte man den Eingebornen imponiren und durch die Hinrichtung ihrer Häuptlinge sie in Furcht versetzen. Aber gleichgiltig sah die Menge zu, wie das Haupt des Scheich und Kadi unter den Schwertstreichen des Henkers fiel, und die Soldaten wurden keines Blickes gewürdigt. Die Delinquenten blickten stolz und furchtlos auf die Richter, den Henker, die Truppen und das Volk. Michel, der ziemlich nahe an ihnen stand, sprach nachher wiederholt seine Verwunderung darüber aus, daß

er in den Zügen des Scheich, eines wilden, herkulischen Beduinen von 36 Jahren, selbst da weder Furcht noch Mitleid bemerkte, als der blutige Körper des Kadi, seines Schwiegervaters, vom Gerüste herabgeworfen wurde und vor seine Füße hinfiel.

Während der Gouverneur hier dieß Beispiel der Strenge gab, um, wie er meinte, den Beduinen Furcht einzujagen, verzieh er andern Widersachern großmüthig, belohnte die Unterwürfigen und trat mit vielen Stämmen in freundschaftlichen Verkehr. Die Beduinen ehrten ihn, nannten ihn „König der Könige“ und schickten eine glänzende Gesandtschaft nach Algier. Sie verweilte längere Zeit daselbst, und ihr zu Ehren wurden Manöuvres, Theater und andere Festlichkeiten veranstaltet.

Die deutschen Bataillone der Fremdenlegion mußten diesen Beduinen auch mit ein Schauspiel bereiten nnd Michel, der stets ernst und mürrisch war, sagte voll Unwillen: „Wir Deutsche müssen uns doch zu allem brauchen lassen! Bald zu Kanonenfutter, bald zu Hütern grausamer Hinrichtungen, bald zu Spielleuten vor den Beduinen, die uns morgen dafür mit ihrem Yatagan den Kopf abschneiden.“

Seine deutschen Kameraden stimmten ihm in Unwillensbezeugungen meistens bei; aber die stets lustigen und heitern französischen Soldaten, nannten ihn lachend den „deutschen Brummbär,“ und meinten, nun bekämen sie gute Tage und lustige Zeiten, da fast alle Häuptlinge des Westens sich unterworfen hätten. Allein unter der Gesandtschaft war ein

junger Mann von etwa 24 Jahren, still, schweigsam, verschlossen, der durch nichts sich auszeichnete vor den Andern, außer daß die Krieger ihn hoch zu ehren schienen, welche bei der Gesandtschaft waren. Das war der Sohn eines heilig geachteten Marabuts, mit Namen Abdel-Kadr. Dieser junge Mann sollte bald der Schrecken aller Colonisten, der rachgierige, unnahbare Feind aller französischen Soldaten werden. Er beherrschte die Tribus an den Gränzen von Oran und Mostagenem und dehnte seine Herrschaft immer weiter gen Osten aus. Scheinbar ein Freund der Fremdlinge, suchte er ihre Gesinnungen und Plane zu erforschen, Munition von ihnen zu erhalten und Soldaten zur Desertion zu verleiten, um durch dieselben seine Krieger einüben, namentlich Infanterie und Artillerie auf europäischen Fuß einrichten zu lassen. Er beunruhigte bald dort bald da die Franzosen, hielt ihnen Mundvorräthe auf, machte ihnen befreundete Tribus abwendig und hatte überall seine Agenten, welche aufwiegelten zum Angriff auf Colonisten und Vorposten. Dieß Alles aber wußte er so zu betreiben, daß er gleichwohl stets als ein Freund der Franzosen galt.

Im Westen und Süden der Provinz Algerien konnten nur Wälle, Blockhäuser und befestigte Plätze, mit Kanonen und bewaffneter Mannschaft besetzt, einige Sicherheit gewähren vor den beständigen Einfällen der durch Abdel-Kadr aufgehetzten Beduinen; und im Osten der Colonie that das Gleiche, nur als offener Feind, der Bey von Constantine. — Da war denn die Zeit der Unruhe, der Kämpfe und der

Gefahren auch für die Fremdenlegion nach nur kurzer Ruhe wieder angebrochen, und Michel hatte Recht, wenn er sagte, „die Kerls, vor denen wir jetzt, als vor guten Freunden, durch Exerciren und Manövriren Komödie spielen müssen, schneiden uns morgen den Kopf ab.“ — Aber trotz der vielen und großen Verluste, welche die Fremdenlegion erlitt, weil sie immer auf den Vorposten und an den ausgesetztesten Plätzen stehen mußte, bekam sie doch immer wieder neuen Zuwachs aus Europa besonders aus Deutschland. Michel wäre schon längst gerne in die Heimath zurückgekehrt, aber als ein Bettler wollte er nicht ankommen, und die Hoffnung auf irgend einen Fang an Glücksgütern faßte er stets aufs Neue. Es wäre ihm aber auch die Entlassung nicht ertheilt worden. Denn er hatte sich auf sieben Jahre engagiren lassen. In dieser Zeit meinte er gewiß zum Offizier aufgestiegen zu sein. Gelegenheit zur Auszeichnung und dadurch entweder zum Avanciren oder zum Tode bot sich für ihn mit dem Schluße des Jahres 1834. Denn da merkten die Franzosen erst, daß Abdel-Kadr die Triebfeder der beständigen Angriffe und Räubereien sei, welche die Beduinen im Westen und Süden von Algerien ausübten. Mit dem Jahr 1835 wurde der tapfere General Trezel von Oran aus mit geringer Truppenzahl abgesandt, um von einer feindlichen Bewegung Abdel-Kadrs sich genaue Kenntniß zu verschaffen, zugleich aber auch, um einige treubrüchige Tribus zu züchtigen. Abdel-Kadr war von dieser Bewegung der Franzosen genau unterrichtet und überfiel sie an

den Ufern der Maita wie ein Blitz. Ohneractet der Tapferkeit der Angegriffenen und der trefflichen Führung des Generals wurde doch die Hälfte der Truppen niedergemacht, und der Rest rettete sich mühsam nach Oran. Bestürzung und Schrecken wurde dadurch über die ganze Colonie verbreitet; nur die Soldaten jubelten. Denn sie hofften, einem Feinde in offener Feldschlacht gegenüber geführt zu werden, an dessen sofortiger Besiegung sie keinen Augenblick zweifelten. Daß aber im Süden und Westen der Colonie durch den nunmehrigen Emir aller aufgeregten Stämme, durch Abdel-Kadr, große Vorräthe und Reichthümer gesammelt seien, davon war das Gerücht mit der Nachricht von der Niederlage ihrer Waffengefährten zugleich nach Algier gelangt. Dorthin waren in der letzten Zeit alle Bataillone der Fremdenlegion berufen worden. Daß man sie auch gegen Abdel-Kadr in die vordersten Reihen stellen werde, daran zweifelten sie nicht. Sie wollten aber dießmal nicht umsonst ihr Blut verspritzen. Die Schätze und Reichthümer dieser Beduinen-Häuptlinge, und namentlich ihres Emirs, sollten ihre sichere Beute werden.

Aber wie staunten sie, als der Befehl für sie kam zu Schiffe zu steigen und sich nach Spanien fahren zu lassen! —

Dort hatte der alte schwache König Ferdinand VII. im Jahre 1829 seine junge Nichte, die Prinzessin Marie Christine von Neapel noch geheirathet. Im Jahre 1830 hob er ihr zu Liebe das in Spanien geltende salische Gesetz auf, wornach die Frauen von der Thronfolge ausgeschlossen waren. Dagegen protestirte besonders sein Bruder

Don Carlos, und als der König im Jahre 1833 gestorben war, riefen die baskischen Provinzen und Navarra jenen zum König aus. Nun entbrannte ein langjähriger Bürgerkrieg zwischen den Carlisten, den Anhängern des Don Carlos, und den Christinos, den Anhängern der Königin Christine, die im Namen ihrer Tochter, Isabella, die Regierung übernommen hatte. Als von Frankreich und England die Regierung der Königin anerkannt war und ihre Truppen durch die Carlisten manche schwere Niederlage erlitten, so drängten Regierung und Stände Spaniens die befreundeten Staaten um militärische Hilfe. Diese durfte aus höheren politischen Rücksichten nicht geleistet werden. Deßhalb ließ England zu, daß Freiwillige für die Spanische Regierung angeworben werden, und Frankreich schickte der Königin Christine seine Fremdenlegion aus Algier zu Hilfe. Waren die Legionäre anfänglich auch entrüstet darüber, daß man ihnen die sichere Beute in Abdel-Kadrs Lager entziehe, so legte sich dieser Unwille bald und es trat an seine Stelle frische Hoffnung mit ihrer Freude. In Spanien müsse größeres Glück für sie blühen, meinten sie: und schlechter könne es ihnen dort nicht ergehen, als in Algerien.

Trefflich bewaffnet, einexercirt und ganz neu uniformirt zogen sie jubelnd und jauchzend von Algier ab und landeten Anfangs August 1835 in Barcellona. Die Armen, sie ahnten nicht, was ihrer in Spanien wartete!

Unter ihrem tapfern Anführer Bernelle mußten sie gleich in Eilmärschen nach den nordöstlichen Provinzen gegen

die Carlisten aufbrechen und hatten von Stund an keinen Augenblick Ruhe noch Rast. Sie waren die besten Truppen der Christinischen Armee und standen nicht nur muthig dem Feinde gegenüber, sondern schlugen diesen auch gewöhnlich zurück. Hatte sich die Fremdenlegion schon in Algier hohen Ruhm erworben und Achtung bei allen französischen Truppentheilen, so übertraf sie in Spanien die kühnsten Erwartungen, und erregte die Bewunderung ihrer Verbündeten und ihrer Feinde. Gar häufig flüchteten sich ihre Bundesgenossen im Treffen hinter ihre Reihen.

Don Carlos hatte den Befehl ergehen lassen, alle Fremdlinge, welche in Gefangenschaft geriethen, sogleich todt zu schießen. Die Deutschen unter der Fremdenlegion spotteten dieses Befehls, indem sie sagten: Don Carlos werde es eben auch machen müssen, wie die Nürnberger. Diese „henken keinen, sie hätten ihn denn zuvor.“

Allein die Art der Kriegführung in den Gebirgen von Biscaya, Guipuscoa, Alava und Navarra, war auch für die tapfersten Fremdlinge eine sehr gefährliche und wenig ersprießliche. Die Carlisten hatten alle Landbewohner auf ihrer Seite, kannten alle Gebirgspfade und Schluchten. Unvermuthet brachen sie denn auch oft hervor und überrumpelten ihre Feinde. Bei einem solchen Ueberfall gerieth unser Michel Frank mit einigen seiner deutschen Kriegsgefährten in die Gefangenschaft der Carlisten. Es war in einer Gebirgsschlucht nördlich von Pampelona. Noch hatte Michel mit seinen Genossen ziemlich gute Kleider am Leibe. Diese

wurden ihnen sogleich abgenommen und obwohl die Basken viel kleiner waren, als ihre gefangenen Deutschen, so zogen sie doch die erbeuteten Kleidungsstücke derselben gleich an und ließen ihre Gefangenen im Hemde und barfuß in ihrer Mitte herlaufen. Michel war ein großer starker Bursche, und der Baske, welcher sich in seine Kleider gesteckt hatte, bot einen ganz komischen Anblick dar. Trotz der gewissen Nähe seines Todes mußte Michel doch lachen, wenn er auf den kleinen Mann in seiner nur ihm passenden großen und weiten Uniform hinsah. Dieser kam sich selbst possierlich vor und machte allerlei lustige Sprünge, wobei er versicherte, es sei doch besser, in zu weiten Kleidern zu stecken, als halbnackt und nur mit elenden Fetzen bedeckt in den Schluchten und über die Berge zu gehen, und reputirlicher sehe man auch aus vor dem Feinde, als wenn man nichts auf dem Leibe habe. Dabei tanzte er in aller Ausgelassenheit vor den Gefangenen her; fiel auch dazwischen einmal auf die Nase, wenn er mit dem einen Fuß auf das zu lange Beinkleid des andern Fußes trat. Es war noch bei guter Tageszeit, als die Basken ihre Gefangenen in ein ziemlich ärmliches Haus brachten, das einsam und von allen Bewohnern verlassen an der Straße stand, die von Tolosa nach Pampelona führt. Hier konnten sich die Gefangenen auf den Boden legen, aber zur Erquickung und Stillung ihres Hungers bekamen sie nichts. „Bereitet Euch nur auf den Tod. Fasten und Kasteien gehört dazu;“ sagte spottend ein Carlist.

„Ihr müßt mit allen militärischen Ehren zur Hölle

befördert werden" — fügte ein Anderer bei — „dazu kommt morgen unser Kapitän selbst mit einer Schaar auserlesener Schützen."

Das war freilich keine troſtreiche Ausſicht für die Gefangenen. Allein man sollte denken, bei dem Elende, das sie in Spanien erlebten, wäre ihnen der Tod erwünscht gewesen. Michel hatte oft in Algerien den Tod gesucht; aber da er ihn nun vor Augen sah und sich keine Rettung mehr zeigte, wurde er doch recht traurig. Es fielen ihm Vater und Mutter ein; er gedachte ihrer Liebe und Fürsorge und jetzt, wenn sie anders noch lebten, ihres Alters, das der Stütze des Sohnes bedürfte; vor seiner Seele stiegen die Bilder seiner hochmüthigen Phantasie auf und daneben stellten sich seine Mühen, Kämpfe und Entbehrungen, die ihm reichlich zu Theil geworden: — was Wunder, daß ein tiefer Seufzer aus seiner Brust sich hervorrang, der auch von den Mitgefangenen und von den Wächtern vernommen und verstanden wurde. Denn sie wandten gleichzeitig die Blicke auf Michel, und einer seiner Unglücksgefährten sagte zu ihm: „Mach Dir und uns das Herz nicht schwer, daß diese Strauchdiebe da unser nicht zu spotten Veranlassung finden."

Ein bejahrter Mann aus der Zahl ihrer Wächter dagegen bemerkte in ganz mitleidigem Tone und in französischer Sprache: „Hättest dir wohl besser gebettet, wenn du bei der Mutter geblieben wärest. Kannst jetzt nicht einmal in ihren Armen sterben. Und sie hat vielleicht schon längst die

Augen sich blöde geweint um dich." Diese Worte schnitten dem Michel durch die Seele, und er bemühte sich, die Rührung, die sie hervorbrachten, nicht in Thränen ausbrechen zu lassen. Darum fiel er in forcirtem Tone ein: „Ei was! — wenn in der Schlacht eine Kugel gekommen wäre, und hätte mir den Garaus gemacht, so wäre das doch noch ein reputirlicher Tod. Und Hunderte von Kugeln hätten in Algerien und in Spanien schon Gelegenheit dazu gehabt bei mir. Aber so sich hinstellen und todtschießen lassen zu müssen, wie ein alter, unbrauchbar gewordener Hund, das ist ein hundsföttischer Tod!" —

Wir merken aus dieser Aeußerung des Michel Frank, daß seine vorhin an den Tag gelegte Traurigkeit nicht das gewesen, was Gottes Wort „eine göttliche Traurigkeit" nennt, und müssen ihn deshalb um so mehr beklagen, je deutlicher wir aus den Umständen nach menschlicher Berechnung sehen, daß seine Gnadenzeit am Abschlusse ist.

Noch ehe die Sonne desselbigen Tages zu Rüste gieng, kam ein höherer carlistischer Offizier an der Hütte vorüber, in welcher die Gefangenen bewacht wurden. Er ließ diese herausführen und da er ihnen anmerken mochte, daß sie Deutsche seien, so redete er sie in gutem Hochdeutsch an, machte aber dabei ein so ernstes Gesicht und sprach in so lautem Tone, daß die herumstehenden Spanier nicht anders meinen konnten, als er kündige ihnen im Zorn ihren nahen Tod an. Allein der Offizier war selbst ein deutscher Graf oder Fürst, deren damals Manche in Spanien unter Don

Carlos das unumschränkte Königthum gegen constitutionelle Richtungen vertheidigen zu müssen meinten. Gleichwohl hatte er Mitleiden mit seinen armen Landsleuten und versprach ihnen, aus einem nahe liegenden Wirthshause Wein zu schicken für ihre Wächter. „Das Weitere muß euch und eurem Glücke überlassen bleiben.“ So sagte er mit finsterer Miene und entfernte sich, nachdem er den oben angeführten bejahrten Mann und drei andere von der Wache mit sich genommen hatte. Jener kam nicht mehr zurück; aber die drei andern brachten ein ziemlich gehaltreiches Fäßchen Wein, einige Krüge und Brod. Unter lautem Jubel und beredtem Lob des freigebigen Offiziers öffneten sie das Faß und machten sich über seinen feurigen Inhalt her.

„Hat wohl gesagt, der Herr, wir sollen auch euch zu trinken und zu essen geben“ — sprach ein weinseliger junger Carlist zu den Gefangenen, „aber ihr braucht nicht viel mehr für euren kurzen Lebensweg.“ Man ließ auch selten den Krug an sie gelangen. Dagegen tranken sie — in langen, vollen Zügen, wenn man bei der Art und Weise wie Spanier trinken, so sagen kann. Denn sie setzen den Krug nicht an den Mund, wenn sie trinken, sondern halten ihn über dem geöffneten Mund und schütten das Naß gleich in den Schlund. Fast ohne daß sie schlucken, läuft das Getränk hinab.

Je mehr sie Wein einschütteten, desto ausgelassener wurde ihre Lustigkeit. Aber noch ehe die Mitternachtstunde

herankam, lagen sie betrunken und in tiefem Schlafe auf dem Boden.

Nun glaubten die Gefangenen einen Fluchtversuch machen zu können. Die Thüre der Hütte stand offen, und während ihre Wächter tranken, jubelten und tanzten, hatten sie sich der Thüre schon genähert. Als diese nunmehr im tiefen Schlafe des Rausches schnarchten, machten sich die Gefangenen leise zur Thüre hinaus und liefen fort. Zu einer Berathung über die Richtung und das Ziel einer gemeinsamen Flucht hatten sie keine Zeit. Es lief Jeder dahin, wo er am ersten aus dem Bereiche der etwa erwachenden Hüter kommen zu können gedachte. Ein naher Wald nahm sie zwar alle auf; allein in demselben wurden sie bald von einander getrennt. Der Einzelne konnte sicherer Schlupfwinkel finden bei nahender Gefahr. Und so ist denn auch unser Michel Frank allein in der dunkeln Nacht und sucht sich durch Gebüsch, über Berge und Felsen einen Ausweg in südlicher Richtung, der Stadt Pampelona zu. Dort hoffte er seine Kameraden zu treffen; jedenfalls wußte er, daß er Anhänger der Königin Christine finden würde daselbst. Bis aufs Hemd entblößt und barfuß durch Waldesnacht über Berg und Thal laufen zu müssen, wäre in Algerien schon leichter gewesen; denn dort bewegte man sich in diesem einfachen Kostüme öfters wegen der großen Hitze. Aber im Nordosten von Spanien war zur Nachtzeit die Luft kalt und scharf. Doch fühlte unser Flüchtling wenig davon bei der einen wichtigsten Sorge, das Leben zu

retten. Als der Tag graute, kam er an eine Lichtung des Waldes und er sah vor sich ein grünes Thal, durch welches ein wasserreicher Bach strömte. Aengstlich sah er sich um, ehe er sich aus dem Walde hinauswagte. Denn sein Plan war, in diesem Bache, der seinen Lauf nach Süden hatte, die Flucht fortzusetzen, zumal das Ufer desselben von dichtem Gesträuche bedeckt war.

Da er nirgend Stimmen oder Fußtritte von Menschen hörte, auch kein lebendes Wesen im Thale bemerkte, so eilte er aus dem Walde auf den Bach zu. Gerade war er am Gesträuche des Ufers angekommen, da vernahm er zur Rechten des Waldes das Geschrei von einigen Menschen, und sogleich fielen auch Schüsse. Die Kugeln schlugen neben ihm ein in das Gesträuch, und er stürzte sich in den Bach. Er verhielt sich aber eine Zeitlang ganz stille, um zu horchen, ob seine Verfolger sich nahen. Und gerade dieses Stillesein mußte ihn vor weiterer Verfolgung bewahrt haben. Denn seinen Sturz ins Wasser hielten seine Häscher offenbar für ein Zeichen, daß ihn ihre Kugeln gut getroffen und getödtet hätten, deßhalb sahen sie sich nicht weiter nach ihm um. Als Michel überzeugt war, daß ihn Niemand mehr verfolge, setzte er seine Wasserreise im Bette des Baches fort, sich immer in der Nähe des Gesträuches am Ufer haltend. Die Kälte des Wassers und der steinige Grund des Flußbettes machten wohl seinen Gang hart; aber ein heißer Hunger, der sich nach einigen Stunden seiner fortgesetzten Wasserreise einstellte, ermattete ihn dergestalt, daß er

sich kaum mehr fortschleppen konnte. Er griff nun zu den Blättern des Gesträuches, um damit seinen Hunger zu stillen; allein diese waren so trocken, hart und bitter, daß er sie kaum zu schlucken vermochte. Da versuchte er es mit Wasserpflanzen und die weichen, markigen Stengel derselben gaben ihm die nöthige Nahrung und Stärkung. Gegen Mittag kam die Sonne heiß über seinem Haupte zu stehen und es verbreitete sich eine wohlthätige Wärme in seinem Leibe. Aber das Thal erweiterte sich immer mehr und das Gesträuch am Bache wurde dünner, ja mangelte hie und da ganz. Die Furcht vor Entdeckung wuchs, und das ängstliche Umherblicken hemmte seine Schritte. Es mag um die vierte Stunde Nachmittags gewesen sein, da hörte er zur rechten Seite ein starkes Getrappel von Menschen und Pferden. Er legte sich in das Wasser, suchte aber zu erkennen, welche Truppen ihren Marsch auf der Straße jenseits des Wiesengrundes vollzogen. Lange konnte er nicht unterscheiden, ob Carlisten oder Christinos von Süden her nördlich auf das Gebirg hinmarschirten. Denn von Uniformen war auch bei den Christinos kaum mehr die Rede, da die abgerissenen Kleidungsstücke von der Regierung nicht mit neuen ersetzt wurden, und jeder Soldat sich vor Blöße zu schützen suchen mußte, wie er konnte. Endlich nahm er doch deutlich wahr, daß auch Züge der französischen Fremdenlegion dabei seien. Da sprang er wie neubelebt aus dem Bache heraus und lief auf seine Kameraden zu. Damals war für die Legionäre die Erscheinung eines der Chri-

gen im bloßen Hemde noch etwas Auffallendes; darum lachten sie über den Heraneilenden, aber bald erkannten ihn seine Kameraden und riefen: „Frank, Frank!" — Der betreffende Zugführer hielt seine Colonne an, und Michel berichtete in wenigen Worten, wie er der Gefangenschaft und dem nahen Tode entkommen sei. Ein Mantel konnte ihm zur Bedeckung gereicht werden, aber an Schuhen fehlte es für ihn, wie an Waffen. Barfuß mußte er den Marsch gleich mit fortsetzen. Doch stärkte ihn mancher Kamerad mit einem erwärmenden Trunk aus seiner Feldflasche und mit einem Stück Brod. Noch am nämlichen Abend kam es zu einem Zusammenstoß mit einer Abtheilung Carlisten, die sich in einem Dorfe gelagert hatten. Sie wurden aus demselben vertrieben, und nun machten sich die Christinos ans Plündern der leer stehenden Häuser. Ihre vergebliche Mühe des Durchforschens rächten sie mit Anzünden der Wohnungen. Unser Michel fand nun in der Kirche des Dorfes den rothseidenen Mantel einer Madonna, und wußte ihn sofort zu Beinkleidern für sich zu verwenden. Auch Waffen, welche die fliehenden Carlisten von sich geworfen hatten, eignete er sich zu; nur Schuhe und Strümpfe konnte er nicht auffinden. Bald kam es so, daß die ganze noch vorhandene Mannschaft der Fremdenlegion in solchem Zustande der Entblößung war. Die spanische Regierung konnte den Legionären keinen Sold mehr auszahlen, und lieferte ihr auch nicht einmal Lebensmittel. Schuhe waren bald im ganzen Corps nicht mehr zu finden, Hemden ge-

hörten zu den Seltenheiten, die Uniformen waren zerrissen und wurden durch die buntesten, fabelhaftesten Anzüge, wie Zufall oder Vermessenheit dazu verhalfen, ersetzt. Die Legion mußte selbst für sich sorgen und gerieth dadurch in gänzliche Meisterlosigkeit. Nur wenn es gegen den Feind gieng, hielt das Corps zusammen. Es mußte plündern und stehlen in Freundes- wie in Feindesland. Nach nicht ganz zweijährigem Aufenthalt in Spanien war die Fremdenlegion von 7000 bis auf 1000 Mann zusammengeschmolzen. Und von diesen lag die Hälfte an der französischen Gränze oder in Frankreich, in Pau, in Spitälern. Die Uebrigen bildeten einen verwilderten Haufen, halb nackt und halb verhungert. — Um diese Zeit errichtete Frankreich eine neue Fremdenlegion für Algerien. Und dahin wurde auch der Rest der ersten wieder geführt; darunter war auch unser Michael Frank.

4.

Sag' an, du wildes, oft getäuschtes Herz,
Was sollen diese lauten Schläge nun?
Willst du nach so viel namenlosem Schmerz
Nicht einmal ruhn? —

In der Stadt Algier herrschte reges Leben. Denn fast täglich kamen frische Zuzüge auf Schiffen zur neu errichteten Fremdenlegion an. Die Ankömmlinge mußten

schnell einexerciert werden. Und Michael Frank hatte als alter, kriegserfahrener Soldat die Aufgabe, eine Anzahl der neu angekommenen Mannschaft zu schulen.

Die Sucht, ein hoher Offizier und reicher Mann zu werden, hatte ihn nicht noch einmal nach Algier getrieben, denn alle Hoffnung hierauf war ihm entschwunden; es war nur Scham, in solch elendem Zustande, wie er aus Spanien ging, nach Hause zu kehren, die ihn abermals in Mühsale und Kämpfe auf dem heißen Boden Afrika's trieb. Deßhalb war er auch beständig mißmuthig und trübsinnig. Jeden neu ankommenden Deutschen empfing er mit den Worten: „Wie man nur immer noch so dumm sein und von den Franzosen sich anführen lassen kann! Jetzt sollte man doch zu Hause wissen, was man hier zu erwarten hat.“ Eben hatte er einmal wieder einige Landsleute mit dieser wenig versprechenden Anrede begrüßt, als ihn ein hochgewachsener Bursche, dessen Aeußeres schon höhere Bildung verrieth, mit scharfen Blicken maß und dadurch auch die Aufmerksamkeit Michels auf sich zog. Plötzlich, als wäre ihm ein helles Licht in das Dunkel seiner Erinnerungen gebracht worden, rief jener mehr in Staunen als in Freude aus: „Michel — ja du bist es wirklich!“ Fast zu gleicher Zeit ließ dieser in einem Tone tiefen Schmerzes sich vernehmen: „Um Gotteswillen, Paul, wie kommst du hieher?“ Nun reichten sich beide die Hände, während ihre Augen in Thränen schwammen. Denn Jeder hatte in sich die Ueberzeugung, daß nur große Verirrung

und selbst verschuldetes Unglück den Andern nach Algier geführt haben konnte. — Eine Zeitlang betrachteten sie sich in stummer Trauer; der eigene Schmerz wurde gesteigert durch das Mitleiden mit dem Jugendfreunde, den er so unvermuthet in gleichem Elende sah, in welchem er sich selber wußte. Michel faßte sich zuerst wieder und sagte: „Was mich hieher trieb, ist bald ausgesprochen. Ich meinte, ein reicher und vornehmer Herr werden zu können hier, um als solcher nach einigen Jahren in die Heimath zurück zu kehren. Nun aber bin ich ein ausgenützter Söldling, der lieber sein Haupt einem Kabylen oder Hadschuten zur Beute lassen will, als daß er je mit dem Bettelsack in der Heimath sich zeigt.“ Ueber diese Aeußerung der kalten, starren Verzweiflung ward Paul so schmerzlich bewegt, daß er im Augenblick kein Wort hervorzubringen vermochte. Michel fuhr daher fort: „Sage mir nur, wann du zum letzten Male im lieben Heimathsdorfe warst? Ob meine Eltern noch leben und die deinen?“

„Fünf Jahre sind jetzt vorübergegangen, seit ich deine und meine Eltern — damals gesund und rüstig — verließ,“ antwortete mit bebender Stimme Paul, in welchem meine Leser ohne Zweifel schon unsern längst bekannten Pfarrpaul wieder gefunden haben werden.

„Schon gut — schon gut!“ fiel hier Michel rasch ein, indem er eine innere Rührung zurückzudrängen suchte. „Vor allem müssen wir ein Glas afrikanischen Wein trinken. Hier gibts doch wieder Löhnung; gestern gefaßt.

Also vorwärts, marsch.“ Dabei griff er den Paul unter die Arme und zog in fort. Dieser aber war nicht freudig berührt von dem anscheinend fühllosen und rohen Wesen, das er an dem sonst so stillen und bescheidenen Jugendgenossen nicht gewohnt war. Als sie jedoch an einem Tischchen in dem hintersten Winkel eines mit französischem Luxus eingerichteten Wein- und Kaffeehauses saßen und sich mit Speise und Trank gelabt hatten, wurde Michel so weich, daß er immer gegen die hervorbrechenden Thränen kämpfen mußte, während er dem Freunde seine Irrfahrten, Leiden und Mühsale erzählte. „So, nun weißt du alles von mir!“ schloß er seine Mittheilungen, indem er den Rest seines Weines langsam ausschlürfte und dann mit der Hand über die Augen und den wohlgepflegten Bart hinunter strich. „Willst du mir erzählen, welches Malheur dich seit fünf Jahren vom lieben Vaterland fortjagte und hieher trieb, so müssen wir uns dazu ein einsames Plätzchen aussuchen. Uebrigens mußt du unter meine Compagnie; bist noch tüchtig gewachsen, — taugst schon zu einem Grenadier und das ist noch das einzige Angenehme bei uns, daß wir mit unsern Offizieren reden dürfen, wie's einem ums Herz ist. Aber wenn du nicht ein Franzose mit Mund und Herz bist, wirst lange zu thun haben, bis du Offizier wirst und wenn du so weise wärest, wie weiland König Salomo. Gloire kannst du dir schon erwerben, dazu wird man uns nächstens Gelegenheit bieten; aber damit sollen wir Deutsche uns genügen lassen.“ — Hiemit zog er seinen Freund wieder fort

und zwar in die Kaserne. Daß er den Hauptbeweggrund, der ihn nach Lyon und von Lyon nach Algier trieb, verschwiegen habe, merkte Paul wohl, und auffallend war ihm, daß er fast gar nicht seiner Eltern gedachte. Allein hätte Paul in sein eigenes Herz geblickt, so würde er an sich wahrgenommen haben, daß der Gedanke an das Herzeleid, welches Kinder ihren Eltern bereiten, den wundesten Fleck im Innern berührt, der am heftigsten Schmerz macht, bei jeder Berührung; deßhalb vermeiden sie auch, so lange sie noch im Sündenschlafe liegen, jede Erinnerung an Vater und Mutter; und eben deßhalb mögen sie am allerwenigsten im Elende an die Eltern schreiben. Mag sein, daß sie bessere Tage hoffen und mit dem Bericht darüber auch zugleich alles verursachte Herzeleid aus der Seele der Eltern wegwischen wollen. Allein die gehofften bessern Tage bleiben oft aus, und der Mutter Thränen und des Vaters stiller Harm sind Geister die auch in der Ferne die wirren Kinder beunruhigen. So war es bei Michel, so war es bei Paul, dem wir noch zuhören wollen, wie er dem Michel von sich erzählt. In einem stillen Thale, nicht ferne von der Stadt Algier saßen diese Beiden, einige Tage nach der Ankunft Pauls, unter dem Schatten von mächtigen Feigenbäumen und letzterer ließ sich also vernehmen:

Im Herbste 1830 bezog ich die Hochschule E. — Du warst damals noch auf der Wanderung durch die Schweiz, und deine Eltern waren voller Freude über die guten Nachrichten, die sie von dir hatten." — „Doch hat mich der

Teufel schon im Sommer desselben Jahres nach Lyon geführt!" — fiel hier Michel ein.

„Nun, deine Eltern wußtens nicht anders, als daß du noch in der Schweiz seiest," — fuhr Paul fort. — „Ich war nie gesonnen Theologie zu studieren, und mein Vater wollte mich nicht gegen meine Neigung dazu bereden, obwohl es die Mutter gern gesehen hätte. Leider habe ich mit der Theologie auch bald Bibel, den Katechismus, den Glauben und den Gehorsam gegen die liebreichen elterlichen Mahnungen fahren lassen und mich mit einem Wissen, das aufbläht, angefüllt. Kam ich in die Vacanz nach Hause, mußte ich wohl den öffentlichen Gottesdiensten anwohnen und auch zu Hause die Morgen- und Abendgebete, sowie die Bibelabschnitte anhören, welche von meinem Vater regelmäßig vorgelesen wurden, allein mein Herz war nie dabei. Die Eltern bemerkten meinen Unglauben und warnten mich fleißig vor seinen Gefahren. Ich achtete nicht darauf. Als ein höchst eingebildeter, wissensstolzer Bursche kam ich im Herbste 1832 auf die Universität H., um dort meine juristischen Studien fortzusetzen. Hier wurde ich von Leuten angezogen, die sich zu Beglückern des deutschen Vaterlandes aufwarfen, und meiner hochstrebenden Eitelkeit wegen fanden sie an mir einen feurigen Bundesgenossen. Deutschland sollte zur Einheit gebracht werden durch eine Revolution, und wir jungen Leute mußten den Anfang hiemit machen. Von den tollen Vorspiegelungen, die uns gemacht, und von den verbrecherischen Planen, zu denen wir

fortgerissen wurden, will ich schweigen. Frankfurt, der Sitz des deutschen Bundestages, war zum Heerde ausersehen, an welchem das Feuer der Revolution entzündet und genährt werden sollte zur Verbreitung über alle deutschen Länder. Am dritten April 1833 wurde das blutige Werk zu Frankfurt in Angriff genommen. Die Hauptwache, die Constablerwache und die Polizeiwache auf dem Pfarrthurme wurden Nachts 10 Uhr zu gleicher Zeit überwältigt und die Sturmglocke gezogen. Ich war beim Angriff auf die Constablerwache. Die versprochenen und erwarteten Zuzüge vom Lande, vom Militär benachbarter Staaten und von polnischen Flüchtlingen kamen nicht; auch die Bürger der Stadt zeigten keine Lust, der Sturmglocke zu folgen. So kam es, daß sich das Bataillon der Stadtsoldaten der verlornen Posten bald wieder bemächtigte und wir unsere Rettung in eiliger Flucht suchen mußten. Mehrere meiner Mitverschworenen wurden gefangen, darunter eine Anzahl verwundeter. Ich war ebenfalls verwundet, konnte mich aber doch noch in eine abgelegene Straße schleppen und fand da in einem Hause Aufnahme. Der Besitzer desselben wußte mich geschickt zu verbergen vor den Nachsuchungen, die bald angestellt wurden, sorgte auch für meine Heilung und förderte endlich meine Flucht in die Schweiz. — So war ich nun ein aus dem Vaterlande Verbannter, ohne Hoffnung, je wieder in die Heimath zurückkehren zu dürfen. Das böse Gewissen, Hochmuth und Verhärtung ließen mich nicht

einmal meinen Eltern Nachricht geben von mir und meinem Aufenthalte in der Schweiz.

„Hier wurde ich geheilt von der tollen Idee, durch Revolution des deutschen Volkes Freiheit und Glück begründen zu wollen. Denn in der Schweiz fanden sich damals Leute zusammen, welche die unsittlichsten Mittel nicht verabscheuten zu ihren Zwecken, die sich an Leute aus allerlei Volk anschloßen, um mit ihnen den Umsturz aller deutschen Staatsverhältnisse herbeizuführen, und die auch mit den deutschen Handwerkern Bündnisse anknüpften, um durch sie alle religiösen und sittlichen Bande unter dem Bürgerstande zu lösen. Das sollte die beste Rüstung sein zur Revolution. Ich zog mich von diesen Leuten zurück und suchte mir durch Unterrichtertheilen meinen Unterhalt zu erwerben. Mein Erwerb war kärglich genug und durch die deshalb nöthige Einschränkung und Zurückgezogenheit wurde ich meinen eigenen früheren Bundesgenossen verdächtig. Ich mußte vor meinen Freunden, wenn es nicht Sünde ist, diesen Namen zu mißbrauchen für eine Genossenschaft zu Verbrechen, die Flucht ergreifen. Ich hatte den Entschluß gefaßt, nach Montpellier, im südlichen Frankreich mich zu begeben, weil ich dort durch Sprachunterricht meinen Lebensunterhalt mir zu verdienen hoffte. In dieser Stadt befindet sich auch eine Hochschule mit einer sehr berühmten medizinischen Fakultät. Mein Plan war, da zugleich Medizin und Chirurgie zu studiren, wenn anders mein Erwerb mir die nöthigen Hilfsmittel dazu bieten würde. Mont-

pellier erreichte ich noch im Herbst des Jahres 1834. Aber ach, mit welchem Mangel hatte ich da oft zu kämpfen! Denn Unterricht in der deutschen Sprache wurde nicht häufig gesucht, und im französischen Ausdruck fehlte es mir anfänglich noch an der nöthigen Gewandtheit, um Franzosen in leicht verständlicher Weise alte Sprachen lehren zu können. Manche Mittagstunde, die Andere beim Mahle zubrachten, gieng ich auf dem Peyron spazieren, weil ich keinen Sous in der Tasche hatte. Ein solcher Spaziergang unter brennendem Hunger auf dem lieblichen Peyron erweckte einmal meine Seele aus ihrem langen Schlafe der Gottvergessenheit und des Unglaubens. Ich gieng unter den Baumreihen am Gipfel des Peyron hin und kam zu dem Tempel, von wo aus man die Pyrenäen, die Alpen, das Meer und die Cevennen erblickt. Da ergriff mich eine mächtige Sehnsucht, zuerst ohne bestimmtes Ziel, endlich aber mit der sichern Richtung in meine Jugendjahre zurück und in mein Elternhaus. Es war mir als hörte ich meine Mutter nach mir rufen. Ich konnte mich nicht mehr auf den Beinen halten und lehnte mich an eine Säule des Tempels. Während es dunkel vor meinen Augen wurde, ging das Auge meines Geistes auf, und ich sah im Geiste das, was uns die Bibel im Gleichniß vom verlornen Sohn erzählt, wie in einem Gemälde vor mir. — Tief seufzte ich auf und preßte die Worte hervor: „O daß ich zu meinem Vater gehen und zu ihm sagen könnte: ‚Vater ich habe gesündigt in dem Himmel und vor dir und bin hinfort nicht mehr

werth, daß ich dein Sohn heiße; mache mich als einen deiner Taglöhner;' — aber mir ist der Zutritt ins Vaterland und dadurch auch die Rückkehr ins Vaterhaus verschlossen." — Das hatte ich mit deutschen Worten gesprochen und sofort ließ sich eine freundliche Stimme hinter mir vernehmen: „Sie können doch, junger Mann, zu ihrem himmlischen Vater gehen und das wird allem Anschein nach das Nothwendigste und Beste für Sie sein." — „Ich schrack ganz zusammen über diese unerwartete Anrede, die im reinsten Hochdeutsch gesprochen war, und wandte mich schnell um nach der Richtung, woher diese Worte an mich kamen. " —

Bis hieher hatte Paul erzählt, als er wahrnahm, daß aus Michels Augen große Thränenperlen über seine Wangen auf den Bart herabrieselten. Deßhalb fragte er: „Soll ich innehalten und etwa ein andermal fortfahren?" — Michel winkte mit der Hand und ohne aufzusehen sagte er: „jetzt fortfahren!" „Der Fremde," — so nahm Paul seinen Bericht wieder auf, — blickte mich mitleidig an und schien auf eine Antwort von meiner Seite zu warten. Ich konnte mich aber nicht so schnell fassen, und er fragte theilnehmend: „Kann ich Ihnen irgendwie einen Dienst erweisen oder nöthige Hilfe leisten?" Ich besann mich eine Minute und entgegnete dann: „Danke, mein Herr! Mir kann Niemand helfen." Mein natürlicher Hochmuth hatte sich wieder geregt, ich wollte nicht als ein Mensch

erscheinen, der anders woher Hilfe und Rettung erwarte, als aus sich selbst.

„Der Fremde zeigte sich nicht verletzt durch meine Aeußerung, sondern fuhr in einem noch mitleidigeren Tone fort, als vorher schon: „Doch, doch könnte Ihnen Jemand helfen; Derselbe, dessen Worte Sie vorhin aus dem Gleichniß vom verlorenen Sohn anführten. Ich will aber nicht aufdringlich sein.“ Mit diesen Worten verneigte er sich gegen mich und ging weiter. Erst als er einige Schritte von mir entfernt war, besann ich mich auf mich selbst wieder und auf meinen hilfsbedürftigen Zustand. Ich machte mir Vorwürfe, daß ich die mir so freundlich und theilnehmend dargereichte Hand, die mich ohne Zweifel aus meiner elenden Lage ziehen wollte und konnte, so stolz zurückgewiesen habe. Doch bald richtete sich mein Unwille und Tadel auch wieder gegen den Fremdling. „Hätte er dir wirklich mit Rath und That an die Hand gehen wollen, so würde er sich nicht so leicht von dir gewendet haben;“ sagte ich zu mir. Inzwischen war die Zeit gekommen, wo ich in dem Hause einer deutschen Familie zweien Kindern Unterricht ertheilen mußte, und da herrschte die gute, deutsche Sitte, dem Lehrer etwas zum Essen und Trinken vorzusetzen während der Lehrstunde, — ein Stück Brod und ein Glas Wein. Dieß war gar manchen Tag meine einzige Nahrung, und zu meiner Freude war schon das Glas und das Stück Brod größer geworden, als es anfänglich war. Meine Schüler mochten den Eltern mitgetheilt ha-

ben, wie gut ich mir die Gabe schmecken, und wie schnell ich sie verschwinden lasse. Ich konnte aber heute einiger Zerstreuung nicht Herr werden. Immer mußte ich des Begegnisses im Tempel des Peyron gedenken, immer war mir's, als hörte ich den Ruf meiner Mutter, als sähe ich das Bild des verlornen Sohnes, als vernähme ich die freundliche Mahnung des Fremden. — Diese Zerstreuung verließ mich auch später nicht, als ich in den Hörsaal des Professors der Medicin trat, dessen Vorlesungen sonst meine ganze Aufmerksamkeit fesselten. Ich hatte diesem Manne schon früher meinen Plan, Medicin zu studieren, entdeckt, ihm von meiner Mittellosigkeit gesagt und gebeten, daß er mir die Erlaubniß ertheilen wolle, seine Collegia unentgeltlich zu besuchen und mir auch Zutritt in die Anatomie verschaffen möchte. Er war so freundlich, meine Studien in jeder Weise mit der größten Uneigennützigkeit zu fördern.

„Von nun an zog es mich aber auch an einen Ort, den ich mied, seitdem ich aus dem elterlichen Hause gegangen war. Es gibt in Montpellier auch evangelische Christen und evangelischen Gottesdienst. Ein evangelisches Gotteshaus besuchte ich jetzt, anfänglich schüchtern und ohne mit Bestimmtheit dort etwas zu suchen, bald aber mit Freudigkeit und mit der Zuversicht, das gefunden zu haben, was meiner Seele vor allen Dingen nöthig war — den Glauben an Gottes Gnade in Christo. — In diesem evangelischen Gottesdienste meinte ich auch den Mann zu

bemerken, der mir auf dem Peyron so theilnehmend sich nahte. Doch war ich damals entweder zu aufgeregt oder zu schwach, um seine Züge mir fest genug einzuprägen. Nach langer Zeit, da ich schon als ein fleißiger Besucher der Gottesdienste gelten konnte, näherte er sich mir beim Ausgang aus dem Gotteshause. „Wir sollten uns schon einmal getroffen haben, wenn ich nicht irre?“ so redete er mich eben so milde, aber noch freundlicher an, als damals im Tempel auf der obersten Terrasse des Peyron. Seine Stimme war mir kenntlicher geblieben, als seine Gestalt und sein Antlitz. Ich freute mich innig, ihn wieder zu sehen; denn ich hatte es seit unserer ersten Begegnung stets bereut, daß ich ihn so schnöde abwies, und wünschte, meinen Fehler gut machen zu können. Deßhalb antwortete ich ihm mit Bescheidenheit und bat ihn auch um Verzeihung wegen meines Undankes bei seiner Theilnahme. „Ich habe Sie doch nicht aus den Augen gelassen;“ — fuhr er liebevoll fort „denn ich habe bei unsrer ersten Begegnung wahrgenommen, daß der HErr, der die Hilfe aus Zion ist, Sie stark angefaßt habe und daß Er Sie nicht leicht mehr loslassen werde. Ich glaube, Sie haben ihm nun stille gehalten, daß Er Sein Werk in Ihnen treiben kann.“ Ich ergriff schweigend seine Hand und gab durch einen herzlichen Druck zu erkennen, daß ich seine Worte verstehe. „Der gnädige Heiland möge das Werk Seiner Barmherzigkeit, das Er in mir angefangen hat, auch vollenden,“ setzte ich hinzu.

Dieser Mann wurde nun der von Gott mir zugesandte Helfer aus meiner Noth. Er war ein Kaufmann, aber ein solcher, der die Eine köstliche Perle gefunden hatte und sie höher hielt, als alle Güter der Erde. Durch seine Empfehlung bekam ich Gelegenheit, mein gutes Auskommen zu verdienen und das Studium der Medicin ungestört von leiblichen Sorgen fortzusetzen. Dabei wollte er sich nie in die Geheimnisse meines tiefen Falles und Elends eindrängen, forschte auch nicht nach meiner Abstammung und nach meiner Heimath, sondern begnügte und freute sich an der Gewißheit, daß ich nun meine Seele gerettet, und unter die Führung des guten Hirten gestellt habe. — Daß ich durch Christum Gnade gefunden habe bei Gott, davon gab der heilige Geist Zeugniß meinem Geiste, und es war mir eine trostreiche Beschäftigung, mit meinen Eltern mich zu unterhalten, indem ich niederschrieb für sie, was mein in Buße gebeugtes Herz bewegte. Aber ihnen Nachricht zu geben von meinem Aufenthalte und das für sie Niedergeschriebene ihnen zuzuschicken, dazu hatte ich noch keine Freudigkeit. Ich wollte zuerst eine gesicherte Stellung als Arzt haben. Mein treuer Freund gab sich alle Mühe, mir eine solche zu verschaffen. Allein der unbekannte Flüchtling fand nirgend Aufnahme und mein Empfehler war auch ein Deutscher. Der mir geneigte Professor an der Hochschule rieth mir, ich sollte mich bei der Fremdenlegion nach Algier zunächst als Soldat eintragen lassen. Da würde ich bald Gelegenheit bekommen, meine medizinischen und chirurgischen Kenntnisse zu zeigen,

und dann würde es mir auch nicht fehlen, als Militärarzt in Algier eine Stelle zu bekommen. Meinem Freunde gefiel dieser Rath ebenfalls, denn er meinte, ich würde hier auch manche Seele von den Wunden und den Schmerzen des Unglaubens und der Sünden heilen können neben der Heilung von leiblichen Krankheiten, und das sei eine heilsame Kunstübung auch für mich. So zog ich hieher. Die schriftlichen Mittheilungen an meine Eltern trage ich bei mir. Du, lieber Michel, darfst das Heimathland betreten und sollst dieß bald thun, wie ich meine. Du wirst der erste Friedensbote von mir an meine durch mich tief betrübten und gebeugten Eltern sein und zugleich Freude bringen deinen eigenen Eltern durch deine Heimkehr."

Hiemit schloß Paul den Bericht über seines Lebens Irrfahrten und seiner Seele Rettung.

Michel aber sah bewegten Herzens zu Boden, ohne ein Wort zu sprechen. — Erst als ihn Paul fragte, ob er denn nicht wünsche, seinen Eltern die Stütze zu gewähren, die er ihnen schuldig sei? antwortete er: „Was kann ich ihnen für eine Stütze sein, wenn ich als Lump und Bettler nach Hause komme! Zudem geht's nächstens gegen Constantine und man wird mir die nachgesuchte Entlassung jetzt nicht geben. Auch bist du noch nicht Arzt beim Regiment. Könnte ich deinen Eltern nichts anderes sagen, als Du seiest gemeiner Soldat, da würde ich ihnen eine schlechte Freudenbotschaft bringen. Denn ich müßte ja gleich hinzusetzen, daß es kein erbärmlicheres Leben geben kann, als in Algerien Soldat zu sein bei der Fremdenlegion."

„Nun so wollen wir denn warten, bis uns Gott bestimmte Weisung gibt.“ Mit diesen Worten brach Paul das Gespräch ab und erhob sich zur Rückkehr in die Kaserne.

Schon in den nächsten Wochen wurde das französische Heer gegen Constantine geführt, um den kriegerischen Bey Achmed, den unversöhnlichen Feind Frankreichs, zu züchtigen. Dießmal sollte es den Franzosen gelingen, die feste Stadt zu erobern. Der Oberfeldherr Damrémont fiel bei der Belagerung der Stadt, Lamoricière wurde schwer verwundet, Valée vollendete den Sieg.

Die Grenadiere der Fremdenlegion waren unter den ersten Sturmcolonnen, welche in die feindliche Stadt eindrangen, und Paul hatte hier die erste Gelegenheit, seine chirurgischen Kenntnisse zu bewähren, und zwar an seinem Freunde. Denn Michel war neben ihm von einer feindlichen Kugel getroffen worden. Sie drang an der rechten Seite des Oberarms ein und schlug bis an die Schulter durch, blieb aber dort stecken. Die französischen Aerzte bewunderten die Geschicklichkeit und die Sorgfalt, womit der gemeine Soldat aus der Fremdenlegion seinen Kameraden ärztlich behandelte, pflegte und herstellte. Sie zogen ihn auch zu andern Operationen bei und bedienten sich seiner medicinischen Kenntnisse bei Fieberkranken. Doch erregte seine Kunst auch ihren Neid, daher sie ihm zu keiner Anstellung verhalfen. Auch Michel blieb trotz seiner Wunde und trotz seiner Kühnheit, die er beim Sturm auf Constantine gezeigt hatte, nur gemeiner Grenadier, obwohl er eine

öffentliche Belobung erhielt. Er mußte sich nur wundern, daß Paul so bereitwillig und aufopfernd ärztliche Hilfe leisten konnte, ohne daß er eine Belohnung oder eine seinen Kenntnissen angemessene Stelle erhielt; und war noch ärgerlicher darüber, daß er selbst nicht einmal zum Unteroffizier befördert wurde. Paul ließ es sich deutlich anmerken, daß er es bei seinem Freund Michel auf innere Erhebung und Erweckung zu einem christlichen Leben abgesehen habe. Deshalb suchte er den Michel dahin zu bringen, daß er mit ihm in Ruhestunden ein Kapitel aus der Bibel las, auch wohl ein aus dem Herzen von ihm gesprochenes Gebet anhörte. „Der Soldat“ — sagte er — „muß sich täglich auf seinen Tod vorbereiten, namentlich in Algerien, wo der Feind ihn überall umschleicht und weder Waffenstillstand noch Frieden achtet. Wir haben viel und schwer gesündigt, Michel, an unsern Eltern und gegen Gott. Uns vor Allen thut Noth, daß wir uns täglich in Buße und Glauben die Gerechtigkeit Christi aneignen. Ich darf meine Eltern auf Erden nicht mehr sehen, um so mehr will ich mir die freudige Hoffnung erringen, sie im Himmel unter der Schaar der vollendeten Gerechten wieder sehen zu können.“ —

In der That waren Pauls Mahnungen an Michel nicht vergeblich. Er erwachte mehr und mehr zu einem Leben in Christo.

Nach der Eroberung von Constantine legte der zum Marschall und zum Gouverneur von Algerien erhobene Valée ein befestigtes Lager an zwischen Bona und Constan-

tine, — Guelma wurde diese feste Stätte genannt, und die Soldaten mußten Straßen machen, Forts errichten und Blockhäuser bauen. Hier standen auch unsere zwei Freunde. Dem Michel war diese anstrengende Arbeit schon längst eine gewohnte Sache; aber Paul konnte nur schwer mit Haue, Spaten und Schaufel umgehen; es kam ihn diese Arbeit sehr sauer an. Da immer Wachtposten in den Blockhäuseru ausgestellt sein mußten, während die Soldaten arbeiteten, um sie gegen Ueberfälle der Beduinen zu schützen, so übernahm Michel gewöhnlich die Arbeit für Paul, und dieser ging an Michels Stelle auf die Wache in's Blockhaus. So ein Blockhaus war auf einer Anhöhe errichtet und mit einem zehn bis zwölf Fuß breiten Graben umgeben, hinter dem ein drei bis vier Fuß hoher Wall sich befand. Den flüchtigen Pferden der Beduinen waren auch diese Hindernisse nicht zu groß, und die gewandten Reiter der Wüste setzten wie im Fluge über Graben und Wall. Und nicht selten wagten sie diesen gefährlichen Sprung mit dem Pferde, nur um den Kopf eines einzigen Mannes zu erbeuten. — Es war an einem heißen Märztag, wie sie die afrikanische Sonne bringt, als Paul zur Schanzarbeit kommandirt war und Michel auf den Wachposten in einem nahe gelegenen Blockhause. Paul selbst bat dießmal den Michel, für ihn auf die Wacht ziehen zu dürfen, und dieser übernahm bereitwillig Pauls Stelle bei der beschwerlichen und mühevollen Schanzarbeit.

„Sei nur auf deiner Hut!“ — mahnte Michel —

„denn diese Beduinen kommen in ihrem weiten, weißen Burnus, mit ihrer langen Flinte und scharfem Yatagan fast unsichtbar wie ein Gespenst in der Luft auf ihrem Pferde daher geflogen.“

„Kenne sie schon“ — versetzte Paul — „und fürchte sie nicht, diese fliegenden Gespenster. Ich getraue mir eher, mit ein Paar von ihnen fertig zu werden, als mit dieser sauren Arbeit hier.“

Etwa eine Stunde erst mochte er auf das Blockhaus zur Wacht abgezogen sein, als man von da einige Schüsse hörte ins Lager herein. Michel erschrack; denn er konnte wissen, in welcher Gefahr sein Freund sich befinde. Ohne ein Commando abzuwarten, warf er die Schaufel weg und ergriff Flinte und Säbel. Wie er an der Arbeit war, barfuß und nur im Hemde, so eilte er an den Ort der Gefahr. Aber welches Entsetzen! Da lag sein lieber, theurer Freund in seinem Blute, das Haupt vom Rumpfe geschnitten! Ein Beduine setzte so eben sein Pferd zum Sprunge an vom Walle über den Graben. Michel sandte ihm eine Kugel nach, traf aber nur das Pferd, das mit seinem Reiter in den Graben zurück fiel. Dieser hatte den Kopf seines Freundes unter dem Burnus, und Michel wollte dieß liebe Haupt erobern oder sterben. Ohne sich zu besinnen, sprang er in den Graben hinab und griff mit dem Bajonette den Araber an. Der Kampf war gefahrvoll aber kurz; Michel blieb Sieger. Ein kräftiger Stoß mit dem Bajonette durch die Brust tödtete den grim-

migen Gegner. Der Kopf Pauls rollte unter dem Burnus des fallenden Beduinen hervor. Michel hob ihn auf und stieg damit über Graben und Wall hinauf. Die herbeigekommenen Kameraden waren ihm behilflich dazu. Er legte das Haupt auf seinen Rumpf und setzte sich daneben hin. Heiße Thränen vergoß er, indem er in die Klage ausbrach: „Du gute, theure Seele hast an meiner Statt, für mich den Tod erlitten!“ Von nun an war Michel stets traurig, in sich gekehrt, theilnahmlos gegen Alles, was um ihn vorging. Gleichgiltig nahm er die Belohnung hin, die ihm wegen seines muthigen Kampfes mit dem Beduinen zugetheilt wurde; kalt, und ohne ein Zeichen der Freude von sich zu geben, hörte er seine Beförderung zum Sergeanten an. Er bat um seine Entlassung und erhielt sie. — Am Grabhügel Pauls brachte er die letzten Stunden seines Aufenthaltes in Guelma zu.

5.

So fahr denn wohl, du arge Welt,
Mit deinen bunten Schäumen,
Was dich ergötzt, was dir gefällt.
Wie gern will ich's versäumen! —

Die Ernte des Jahres 1838 war eingebracht und in dem Dörfchen, in welchem unsere Geschichte begann, saßen eines Abends — so zwischen Licht und Putzscheer, das heißt: in der Dämmerung — der Stegweber und sein

Weib auf der Ofenbank und hielten wichtige Berathung. Die Leutlein sind, seit wir sie nicht mehr sahen, bedeutend mehr gealtert, als der Reihe von zehn Jahren zuzuschreiben war. Daß sie schwerer Kummer drückte und daß dieser es war, der sie älter machte, nicht die Jahre, können wir auch aus ihrem Zwiegespräche merken.

„Jetzt wirst du doch einmal glauben, Marget, daß unser Michel niet mehr am Leben ist. Es kann niet anders sein; — der ist in dem Anfang der dreißiger Jahre in die Choleragegend gekommen, und bei solchen Krankheiten merkt man niet viel auf die gestorbenen Leute, zumal wenn sie arm oder fremd sind. Da werden sie eben eingescharrt." — Diese Rede des alten Stegwebers, der mit gebeugtem Rücken und gebleichten Haaren ruhig seine Pfeife stopfte, brachte keine tröstliche Wirkung bei seinem Weibe hervor. Unter Schluchzen und Thränen erwiderte sie: „Das wär' ja doch zu grausam, wenn man einen Menschen nur so einscharrt', wie ein Stücklein gefallenes Vieh! Nein, das hat unser Herrgott meinem Michel niet anthun lassen. Melcher, du weißt, wie oft und schön er den Liedervers betet hat:

„Laß mich an meinem End' auf Christi Tod abscheiden,
Die Seele nimm zu dir hinauf zu deinen Freuden;
Dem Leib ein Räumlein gönn' bei meiner Eltern Grab,
Auf daß ich meine Ruh an ihrer Seite hab'."

Drum meine ich halt immer, er muß noch leben und heim kommen und uns die Augen zudrücken, wenn wir sterben."

Du meinst wohl!“ versetzte der Stegweber, — „wenn die Menschen niet thun, was Gott haben will, so kann Er auch niet erhören, was sie betet haben. An uns ist’s aber jetzt, zu berathen und zu thun, was uns nöthig ist. Das Winterfeld soll bestellt werden; dazu müssen wir vorher Samengetreid’ dreschen. Ich vermag das nimmer mit meinen fünfundsechszig Jahren; ich bin ein ausgeschaffter Mann, und du bist auch nimmer viel nutz, obschon du zehn Jahr jünger bist. Einen Taglöhner herzuthun, ist zu kostspielig. Drum schätz ich, es wär am besten, wir thäten gleich den Vetter Kasper her, dem wir doch unser Häusle und Gütle geben wollen, da unser eigener Sohn wohl längst schon unterm Boden liegt und fault.“ „O Melcher, daran geh ich hart,“ — entgegnete das Weib, — „hat man einmal die Sach aus den Händen geben, so wird man bald nichts mehr ästimirt; vornweg von Verwandten. Und ein rechter Streich wärs eben doch, wenn dem Vetter die Sach zugeschrieben wär’ und der eigen Sohn käm’ noch,“ — „Schwätz nur niet gar so überzwerch!“ fiel ärgerlich der Melcher ein, — „über acht Jahr ist’s, daß er nichts mehr von sich hat hören lassen und er soll noch leben! Das ist gar niet möglich.“

„Warum niet?“ fragte die Marget und wollte eben fortfahren nachzuweisen, wie dieß doch möglich wäre, als die Thüre aufging und, so viel im Halbdunkel des Zimmers gesehen werden konnte, ein ordentlich gekleideter Mensch mit einem kleinen Reisebündel an der Seite hereintrat. Er

bot in einer ziemlich fremd klingenden Sprache die Zeit und fragte, ob er nicht über Nacht bleiben könnte. „In einem Wirthshause zu bleiben, koste ihm zu viel Geld.“ Die beiden alten Leute erstaunten über das Ansuchen des Fremdlings, und wenn sie auch in ihren jüngern Jahren manchem reisenden Handwerksburschen Nachtquartier und ein Süpplein als Almosen reichten, so fürchteten sie sich schon längst, so einen landfremden Menschen zu beherbergen. Der Mann ergriff deshalb das Wort und sagte: „Das können wir alte Leute nicht thun; wills auch der Ortsvorsteher nimmer leiden. Er sagt: „man weiß nicht, was sich für Kerle einschleichen.“ Und geschieht etwas von ihnen, so wird der Ortsvorstand drum hergenommen!“

„Versuchts halt, Vater, mit mir!“ bat in weichem Tone der Fremde. „Und, Mutter, Ihr seid gewiß nicht dagegen. Vielleicht habt ihr auch einen Sohn in der Welt draußen, der jetzt irgendwo um ein Nachtquartier ansprechen muß.“ —

„Melcher, ich will die Ampel anzünden,“ — fiel das Weib ein, fast zu Thränen gerührt durch die letzten Worte des Fremdlings. „Wenn man einander ins Gesicht schauen kann, ist besser reden.“ —

Bald darauf trat sie mit der brennenden Lampe hinter dem Ofen hervor und leuchtete dem Fremden in das Gesicht, um ihn genauer zu betrachten: „Um tausend Gotts willen,“ — rief sie aus — „wenn das niet unser Michel

ist, so ist's sein Geist, nur älter, als wie er gewesen ist vor zehn Jahren." —

Der alte Stegweber hatte sich inzwischen auch von der Bank aufgemacht, um den Fremden sich genauer zu besehen, aber ehe er noch ein Wort sprechen konnte, ergriff dieser die Hände der beiden alten Leute und sagte: „Ja, ich bin Euer Sohn Michel und danke Gott, daß ich Euch noch am Leben treffe. Vergebt mir nur meine Sünden, die ich gegen Euch begangen habe." —

Weiter konnte Michel nicht mehr sprechen. Denn seine Mutter fiel ihm laut weinend in die Rede und schrie mehr als sie sprach: „Alles ist vergeben und vergessen und ich habs doch gewußt, daß du noch lebst und noch kommst. Gerade hab' ich mit dem Vater da einen Streit darüber gehabt. Na, grüß dich tausend mal Gott, Michel! Gelt Melcher, du bist auch froh, daß der Michel wieder da ist und daß ich niet sogleich nachgeben hab und hab's Häusle keinem Fremden geben lassen. Ja, die Weiber sollen allweil verkehrt sein und wissen oft besser, was recht ist, als ein Mann; vornweg eine Mutter wird niet so leicht irre an ihrem Kind."

Der alte Stegweber war längst ein Mann von wenig Worten und ließ seiner Marget gerne das Vorrecht einer geläufigen Zunge; aber heute sagte er doch; „Nun laß uns nur auch ein Wörtle mit einander reden!" Als aber die Mutter seiner Mahnung zufolge stille schwieg, wandte er sich an Michel mit den Worten; „Es ist schön, daß du da bist; jetzt setz' dich nur!" — Hiemit war seine Rede

schon wieder beim Schlusse angekommen; aber seine Augen leuchteten doch vor Freude, als er den Sohn vor sich sah. Die Mutter zündete jedoch schon wieder dem Michel, nachdem sie ihn von unten und oben, von vornen und hinten gemustert hatte, in das Angesicht und brach dann, immer noch unter Thränen, in die Worte aus: „Um Tausend Gotts willen, Michel! Du bist ja so schwarz, wie ein Zigeuner. Ja, wo bist denn gewesen, daß dich die Sonne so verbrannt hat? — Ist's denn da, wo man Seidenzeug macht, so gar warm? Daß du in dies Land willst, hast schon als Bub' gesagt. Aber da wär' ich niet so lang blieben. Und wenn du uns auch nur einmal geschrieben hätt'st. Der Pfarr' hätt' uns dein Brief schon vorgelesen. Aber gelt, der Pfarrpaul hat auch schöne Streich gemacht; der hat ja, wie man sagt, mit Andern alle König fortjagen wollen. Jetzt weiß man gar nicht, wo er ist. Na weil nur du da bist. Aber dich wird's hungern. Ich will dir ein Gemockelt's machen. Eier und Schmalz gibts doch alleweil bei uns." —

Auf eine Antwort wartete die gute alte Mutter nicht, wenn sie eine Frage gestellt hatte; und daß sie vor freudiger Aufregung heute noch viel mehr redete und frug als sonst, das nahm ihr der Mann auch nicht übel. Aber zum Sohne gewandt bemerkte er: „Wird schon noch Zeit geben, daß du uns erzählen kannst, wo du gewesen bist nnd wie es dir gangen hat." — Wie nun die Mutter zur Thüre hinaus wollte, um Eier und Schmalz und Mehl und Milch zum

Gemockelten zu holen, trat die Nachbarin, die Metzgersrosine, zur Thüre herein. Sie hatte im Vorbeigehen das Freudengeschrei der Stegweberin gehört und war eine von jenen neugierigen Weibern, die das Erfahrene so wenig bei sich behalten können, wie die Quelle das Wasser. Dießmal durfte sie auch gar nicht einmal erst durch Fragen sich abmühen, um etwas Neues zu erfahren. Sobald sie zur Thüre hereintrat, rief ihr die Stegweberin entgegen: „Denk nur, Rosine, mein Michel ist kommen. Stark ist er schon worden, aber recht schwarz ist er. Wo er gewesen ist, brennt die Sonne gar arg heiß, das sieht man ihm an." „Der Michel, — ja währli! Na, grüß Gott!" fiel mit freundlicher Miene die Metzgerin ein. „Die Mutter hat oft recht grinna um Ihn; aber ich hab' ihr immer gesagt: dein Michel kommt gewiß bald heim. Jetzt ist's ja so. Da wird man schon einen schönen Verdienst gehabt haben, wo man gewesen ist. Das läßt sich denken, das man zuerst etwas haben wollt, eh' man heim geht." —

Michel fiel hier ernst und bewegt ein: „Ja, ich bin lange herumgelaufen wie die Leute, von welchen 1 Tim. 6, 9. geschrieben steht, und dabei gings mir schlecht. Endlich habe ich einen großen Gewinn gemacht. Es steht 1 Tim. 6, 6. davon geschrieben. Leset nur dort nach, liebe Nachbarin!" Allein die Nachbarin nahm sich heute nicht mehr Zeit, die Bibel aufzuschlagen. Sie mußte ja diesen Abend noch in gar viele Häuser laufen und dort sagen, daß des Stegwebers Michel gekommen sei und daß er weit, weit

weg gewesen, wo die Mohren sind, und daß er gar feindlich viel Geld mitgebracht habe. Denn das Letztere bleibt bei allen Leuten, die nicht jenen verborgenen Schatz gefunden haben, davon Matth. 13, 14. steht, die Hauptsache, ohne welche kein Mensch in ihren Augen etwas gilt, darnach sie allein die Ehre bemessen, die sie ihm erweisen.

Im Hause des Stegwebers wurde, nachdem die Mutter den Ueberfluß ihres vollen Herzens durch die Zunge herausbefördert hatte, nicht mehr viel gesprochen. Dagegen betete Michel laut vor Vater und Mutter, wie in keinem Buche zu finden war, sondern nur aus seinem bußfertigen, glaubensfrohen Herzen hervorquoll, also daß allen dreien die Augen in Thränen schwammen.

Die Mutter aber sagte zu ihrem Manne, als sie allein waren: „Um Tausendgottswillen, Melcher, der Michel kann beten wie ein Pfarrer, ohne Buch. Wo's der nur gelernt hat!“ — Der Melcher schwieg still und lag bald in tiefem Schlafe. —

Des andern Tages frühe verrichtete der angekommene Sohn das Morgengebet wieder aus dem Herzen und las einen Dankpsalm vor. Die Mutter konnte sich jetzt am Tage erst recht satt sehen an ihrem Michel und hatte bald dort etwas zu bewundern, bald hier etwas zu tadeln, immer aber viel zu fragen; wogegen der Vater an seine Arbeit ging in Stall und Scheune. So um die neunte Stunde machte sich Michel auf zum Gange ins Pfarrhaus. Er hatte aus seinem Reisebündel ein Packet Schriften heraus-

genommen und zu sich gesteckt, wobei er wiederholt tief aufseufzte. Der Mutter hatte er gesagt, daß er den Pfarrleuten Nachrichten von ihrem Sohne, Paul, zu bringen habe, und sie meinte, damit würde er große Freude bereiten.

„Schickt sich justement recht schön“ — fügte sie bei — „daß auch die Tochter da ist mit ihren zwei Kinderlein; sie ist an den Pfarrer in Dingsda verheirathet und hat oft recht geweint über ihren Bruder.“ Eine sichtbare Röthe, die hiebei über Michels sonnenverbranntes Antlitz sich ergoß, gab Zeugniß von einer innern Bewegung, wich aber bald wieder, ohne eine andere Spur zu hinterlassen, als bemessene Ruhe und Zurückhaltung. Es war ihm lieb, daß von dem Hause seiner Eltern aus nur wenige Schritte in den Hofraum waren, der nach hinten das Pfarrhaus umschloß; so konnte er hingelangen, ohne den Blicken vieler Neugieriger sich aussetzen zu müssen. — Im Pfarrhause traf er den durch Alter und Benehmen ehrwürdigen Pastor in der Wohnstube bei Frau und Tochter. Alle drei beschäftigten sich mit den beiden kleinen Kindern der letztern. Diese spielende Beschäftigung wurde sofort durch Michels Eintritt unterbrochen, und das anfängliche Staunen über den Fremdling wich alsbald der Freude, weil in ihm der ehemalige Haus- und Spielgenosse der Pfarrkinder erkannt wurde, von dessen Ankunft die rührige Zunge der Metzgersrosine auch schon ins Pfarrhaus Bericht erstattet hatte.

„Lange ausgeblieben, Michel,“ sagte der Pfarrer nach den ersten freundlichen Begrüßungen und nachdem jener

zum Sitzen genöthigt worden war, „viel länger ausgeblieben, als den Eltern lieb war. Nun aber, Gott sei Dank, doch gekommen.“

Michael wurde jetzt scharf ins Examen genommen durch Fragen des Pfarrers, dessen Frau und deren Tochter. Es war bald herausgebracht von ihm, wo er war, womit er sich beschäftigte, wie lange er an jedem Orte, in jedem Lande sich aufhielt. Aber bedenkliches Staunen und Kopfschütteln von Seiten des Pfarrherrn, Verwunderung von Seiten der Frau und Tochter verursachte der kurze und einsilbige Bericht Michels, daß er zweimal in Afrika, zusammen über fünf Jahre, und zwei Jahre in Spanien als Soldat zugebracht habe in den gefährlichsten und beschwerlichsten Kriegszügen. So peinlich für ihn dieses fragenreiche Examen war, so blieb ihm doch noch das schwierigste Stück Arbeit übrig im Pfarrhause. Schon einigemal hatte er den Ansatz dazu genommen, aber immer hielt er wieder an sich. Endlich, als die Fragen an ihn doch seltener wurden, brach er unter tiefem Athemholen mit den Worten heraus: „Den Paul habe ich auch getroffen!“ — Wie mit einem Munde, nur in verschiedener Tonabstufung, je nachdem Freude, Hoffnung oder Furcht neben Geschlecht und Alter die Fragenden stimmte, fielen Vater, Mutter und Tochter in die Frage ein: „Wie — unsern Paul?“

„Ja, den Paul — Ihren Sohn und Bruder, meinen lieben, theuern Freund,“ antwortete Michel, und er konnte der Thränen nicht Meister werden, die seine Augen um-

florten. „Und wo denn?“ fragte der alte Pfarrherr, während Frau und Tochter in gespannter Aufmerksamkeit seiner Antwort harreten.

„In Algier“ — lautete diese kurz und ernst — „und hier bringe ich Nachricht von ihm selbst, an die lieben Eltern. Er unterhielt sich viel und seit langer Zeit schriftlich mit Ihnen; ich sollte der Briefträger, die Taube mit dem Oelblatt sein.“

Mit sichtbarer Hast griff der Pfarrer nach dem dargereichten Paket; — es enthielt ein sauber und sorgfältig geschriebenes Tagebuch seines Sohnes von der Zeit an, da die Gnadenhand Gottes ihn ergriff und zur Buße, zum Glauben, zur gänzlichen Erneurung seines Geistes und Gemüthes wie zu einem frommen Wandel in Christo brachte. Ohne weitere Fragen an Michel zu stellen, ohne auf Weib und Tochter zu achten, vertiefte sich der alte Vater sogleich in die ersten Zeilen, die ihm seit vielen Jahren von seinem Sohn wieder zu Gesicht kamen. Still und stumm hiengen Mutter und Tochter an den Zügen des Vaters, während er las; an der verklärten Freudigkeit, die sich über sein Antlitz ergoß und die sich bald bis zu großen Thränenperlen in seinen Augen steigerte, konnten sie wahrnehmen, daß die Nachricht, die Paul von sich gab, die beste und beseligendste für das Vaterherz sein mußte.

„Unser Paul ist gerettet, — aus den Banden des Unglaubens, Hochmuths und der Weltlust erlöset; — er

liegt an der Brust Jesu Christi; — o Gott sei Dank, — tausendmal Dank für diese Gnade!“

So ließ sich der alte Vater jubelnd und unter Thränen vernehmen, nachdem er kaum die ersten paar Sätze aus des Sohnes Tagebuch gelesen hatte. Mutter und Tochter konnten aber jetzt nicht mehr länger an sich halten, sie fragten mit einander: „Wo ist unser Paul? wo lebt er?“ — Michel senkte seine Blicke zu Boden, sein Inneres rang sichtbar; sollte er die so eben erregte Freude wieder nehmen? und doch, die Wahrheit konnte er nicht verschweigen. Endlich sagte er: „Paul ist bei Christo, er lebt bei seiner Seelen Heiland.“ Der tiefe Ernst, womit er diese Worte aussprach, ließ den alten Pfarrer nicht im Unklaren über den rechten Sinn derselben. „Also Paul ist gestorben, — er ist in dem HErrn gestorben! nicht wahr, Michel?“

„So ist's, Herr Pfarrer! mir aber, und ich glaube hoffen zu dürfen, noch manchem Kameraden mit mir, hat er zum rechten Leben geholfen, ehe er aus diesem Leben schied.“

Das war die Antwort Michels, die zunächst starres Stillschweigen verursachte. Mutter und Tochter gaben zuerst wieder ein Lebenszeichen von sich durch lautes Schluchzen und Weinen.

Aber der Vater tröstete und beruhigte mit Würde und einer Festigkeit, die nur der Glaube geben kann: „Laßt immerhin dem Fleische das Recht der Thränen; aber der Geist muß sich freuen und fröhlich sein, daß unser Paul

vom Tode zum Leben hindurchgedrungen ist. Aller Schmerz findet hierin seine Heilung, jede Wunde ihren Balsam. Der HErr, den er in der Heimath floh, hat ihn aufgesucht in der Fremde. Gott hat ihn in die Wüste geführt und freundlich mit ihm geredet. Ich hätte wohl meinen Sohn gerne auf einem ebenen, schmerzlosen Weg zur Seligkeit gebracht. Aber er mußte der Sünde Elend schmecken, ehe er der Gnade Süßigkeit genießen konnte. Mutter, denke an den Kirchenvater Augustinus und an seine Mutter Monika! Der Name des HErrn sei gelobet." —

„Amen!" fügte Michel hinzu. — „Nun wird der HErr fortfahren, Friede und Freude für dieses Haus auf dem Grabe des lieben Paul zu pflanzen. Das Tagebuch hat reichlichen Samen dazu."

„Halt, Michael! noch eine Frage! waret Ihr bei dem Ende meines Paul?" so forschte noch der alte Pfarrherr.

„Eine Stunde vor seinem Tode schieden wir von einander, — er ging für mich an die Stätte seines Todes in voller Todesbereitschaft, in der er alle Tage stand. Ich habe ihn zu Grabe bestattet, und Thränen des Dankes befeuchteten seinen Grabhügel. Denn er war nicht blos ein Arzt geworden für den Leib, sondern auch für die Seele."

„Habt Dank! Michael. Wir werden später noch mehr Kunde bei Euch holen über unsern Sohn und Bruder. Jetzt wollen wir seinen Geburts- und Sterbetag zu gleicher Zeit feiern."

Schweigend reichten Vater, Mutter und Tochter dem

Michael die Hand. Dieser entfernte sich, ganz erleichtert und freudig in seinem Gemüthe. Denn das schwerste Stück Arbeit war abgemacht. — Pauls Angehörigen nicht zu sagen, daß ihm von dem Beduinen das Haupt vom Rumpfe getrennt wurde, hielt er für heilige Liebespflicht. War es ja für ihn noch jetzt die schauerlichste und schmerzlichste Erinnerung, wie er den Leichnam Pauls ohne Kopf antraf. Daß er das liebe Haupt wieder eroberte, wollte er eben so wenig sagen. Denn von eitelm Ruhm war er ganz frei. — Die Mutter zu Hause hätte schon das Examen auch über den Pfarrpaul noch fortgesetzt, wenn nicht der Ortsvorsteher gleich nach der Rückkehr Michels gekommen wäre und hätte eine neue, ganz unerwartete Hiobspost gebracht. Michel hatte sich nicht gestellt, seiner Militärpflicht im Vaterland Genüge zu leisten. Daß er eine Ungehorsamsstrafe zu erstehen habe, konnte der Ortsvorstand mit aller Bestimmtheit sagen, und es werde Spitz und Knopf bei einander sein, daß er nicht auch noch seine sechs Jahre als Soldat dienen müsse, meinte er.

„Um Tausend Gott's willen," fiel die Stegweberin mit gellender Stimme ein, „ist mein Michel nit schon lange genug Soldat gewesen? Jetzt sollt man ihn uns nochmal auf sechs Jahr nehmen, — uns alten Leuten? Das kann nit sein; da ging ich selber zum König."

Michel suchte die Mutter zu beruhigen: „Nur Geduld, liebe Mutter! Gott hat in Gnaden meiner vielen Sünden nicht gedacht und mich aus Elend und Gefahr errettet; er

wird auch dieses Leid nach seiner Weisheit und Barmherzigkeit wenden. Ich dachte gar nicht an die Pflicht, die ich in der Heimath zu erfüllen hatte. Am besten wird es sein, ich stelle mich gleich selbst beim Landgerichte."

„Eine Bitte an den König kann man schon einreichen," bemerkte der Ortsvorsteher, „dazu legt man Zeugniß, daß Vater und Mutter alt sind und den Sohn brauchen zur Unterstützung; so könnt's gehen, daß er frei wird vom Soldatendienst." —

„Muß schon recht werden!" fügte der alte Stegweber ganz gelassen bei und der Ortsvorsteher mahnte den Michel, nicht zu säumen mit dem Gang zum Landgerichte. Eine Zeit der Furcht und Angst war für Michel und namentlich für seine Mutter allerdings wieder gekommen.

Der Herr Landrichter redete zwar ganz säuberlich und freundlich mit dem Michel, ja er bekam sichtbar großen Respekt vor ihm, als er in dem französischen Abschied Michels Feldzüge in Algier und Spanien, dessen besondere Auszeichnungen und Belobungen und endlich dessen Avancement zum Sergeant las. Er versprach ihm, seinen ehrenvollen Abschied allerhöchsten Ortes vorlegen und seine Pflicht-Versäumniß gegenüber dem Vaterland mit jugendlicher Unüberlegtheit entschuldigen, keineswegs aber auf Waffenscheu und Böswilligkeit schreiben zu wollen.

Michel dankte dem Herrn Landrichter für seine gute Meinung von ihm, gestand aber ehrlich, daß er allerdings in seinen früheren Jahren große Unlust zum Soldatendienst

gehabt, daß jedoch sein eitles Gelüste nach hohen Ehren und großen Reichthümern nicht nur diese Unlust vertrieben, sondern auch die gänzliche Vergessenheit seiner Militärpflichtigkeit in der Heimath verursacht habe.

„Nun, nun — jugendliche Irrfahrten, die bittere Erfahrungen brachten, aber gewiß keine Reichthümer! Und Ruhm und Ehre bei den Franzosen — wird der Deutsche immer vergeblich suchen. In Worten und mit einem Abschied haben sie das für sie vergossene deutsche Blut bezahlt." — So schloß der Landrichter seine Unterredung mit Michael Frank.

Dieser griff nunmehr zu Hause die Arbeit in Feld, Scheune und Stall rüstig an, also daß sich nicht nur seine Eltern herzlich freuten, sondern auch die Ortsbewohner höchlich verwunderten. — Nach einigen Wochen schon kam die allerhöchste Entschließung, daß dem Michael Frank in Anbetracht des hohen Alters und der Hilfsbedürftigkeit seiner Eltern zwar der Militärdienst erlassen sei, daß er aber eine Arreststrafe von 14 Tagen zu erstehen habe wegen Ungehorsams.

Da hatte die Zunge der Metzgersrosine noch einmal viel zu schaffen, während Michel im Arreste saß. Denn sie sagte in allen Häusern unter dem Siegel des Geheimnisses und der Verschwiegenheit, daß der Stegwebersmichel im Mohrenland einen Todtschlag begangen habe und daß von dorther an das Gericht geschrieben worden sei. „Wird von Glück zu sagen haben," fügte sie ihrer geheimen Mit-

theilung bei, „wenn er je noch aus dem Zuchthaus entlassen wird.“

Als er aber wieder nach Hause kam und von nun an in stillem Frieden und mit Fleiß seine Aecker bestellte und im Winter sich hinter den Webstuhl setzte, um Rupfer zu wirken, da hieß man ihn im ganzen Dorfe zum Spotte den

„Seidenweber.“ —

Der Erzähler vorstehender Geschichte kam im Jahre 1845 in die Nähe des Ortes, wo diese Geschichte begann und schließt, und darf jetzt wohl auch in der ersten Person von sich sprechen. Der alte Pfarrer lebte damals noch, und da sein Sohn Paul im Jahre 1830 mit mir zu gleicher Zeit an der Universität E. war, so wollte ich dessen Vater besuchen. Hatte ich ja seit dem unseligen Attentat in Frankfurt, wo Pauls Name auch in den Zeitungen unter den verführten und verwegenen Revolutionären stand, nichts mehr von ihm gehört. „Vielleicht daß der Vater mir Einiges mittheilen könne und wolle über die weiteren Schicksale seines Sohnes,“ so dachte ich. Dagegen die wunde Stelle des Vaterherzens selbst zu berühren, davor wollte ich mich sorgfältig hüten. Als ich dort ankam, traf ich im Pfarrhause einen Mann, der mit eben so viel Bescheidenheit als christlicher Entschiedenheit eine Unterredung mit dem alten Pfarrherrn führte über eine Angelegenheit der Schule. Er entfernte sich früher, als mir lieb war. Und der alte Pastor sagte mir hernach: „Dieser Mann hat meinen Paul in Algier zu Grabe bestattet und mir sein Tagebuch überbracht.

Ich weiß aus demselben, daß Sie in E... als älterer Student einen segensreichen Einfluß auf ihn zu gewinnen suchten, was leider damals noch ohne Erfolg blieb. Sein Tagbuch will ich Ihnen mittheilen; es wird für Sie, wie für mich, zwar des Traurigen viel, aber des Tröstlichen und Erfreulichen überwiegend mehr enthalten." Aus den Kinderjahren Pauls erzählte mir der Vater Manches und schloß seine Mittheilung mit den Worten: „Es ist ist die größte Gnade von Gott, daß wir nicht an den neugebornen Kindern schon sehen, was sie für die Eltern bringen. Denn lauter Freude bringt wohl keines. So bleibt uns doch die Lieblichkeit und Lust der Kinderjahre ungetrübt."

Durch das Tagbuch Pauls lernte ich den Michel kennen, aber meine Begierde nach persönlicher Bekanntschaft trieb mich öfters in sein Haus.

Dort traf ich den greisen Vater und die immer noch rührige Mutter Michels, umgeben von drei kleinen Enkeln und gepflegt von einer liebevollen Schwiegertochter. Nach und nach erzählte mir Michel auch seine Erlebnisse, wobei er nie vergaß, die Treue Pauls und den segensvollen Einfluß desselben auf seine Seele zu rühmen.

„Aber verdrießt es Sie denn nicht, daß man Sie in der ganzen Umgegend zum Spotte den „Seidenweber" nennt?" So fragte ich und seine Antwort lautete: „O nein! das gereicht mir immer zu erneuter Demüthigung. Und ich danke Gott, daß Er mich gedemüthigt hat!" —

Erhard Daubitz.

Eine Erzählung aus der Belagerung von Nördlingen im Jahr 1634.

1. Der Kommandant.

In den ersten Augusttagen des Jahres 1634 gieng es in der Reichsstadt Nördlingen sehr rührig zu. Viel Volk drängte vom Lande in die Stadt herein. Denn das kaiserliche Kriegsheer schwärmte von Ingolstadt her in verschiedenen Haufen in der Umgegend genannter Reichsstadt umher, beraubte und mißhandelte die Dorfbewohner und zündete wohl auch ihre Häuser an. Daher flüchteten sich die Landbewohner in die Stadt und suchten dort Sicherheit. — Herzog Bernhard von Weimar war zu Ende Juli von Landshut her nach Augsburg gekommen und dann nach Höchstädt und Lauingen gezogen. Von hier aus schickte er 500 Mann seiner Truppen vom Regiment des Obersten Ranzau unter Anführung des Oberlieutenants, Erhard Daubitz, nach Nördlingen mit einem Schreiben an die Stadt des Inhaltes: „Nördlingen solle eine schwedische Besatzung einnehmen, sintemalen das kaiserliche Heer unter König Ferdinand, Gallas und Piccolomini es auf die Stadt abgesehen habe, um von da aus gegen ihn operiren zu können. Er wolle in schneller Eil seine Truppen zusammen ziehen und sich mit dem Rheingrafen Otto Ludwig, wie auch

mit dem Herzog von Württemberg conjugiren, alsobalden die Stadt zu entsetzen und mit der Armee für dieselbe zu gehen. Er schwöre auch bei seiner fürstlichen Ehre, Treue und Glauben, die Stadt nicht zu verlassen. Wofern er das thäte, solle ihn Gott am jüngsten Gericht darum strafen. Sollten aber die Nördlinger das schwedische Quartier abschlagen und ihnen von der kaiserlichen Soldateska Etwas begegnen, so wollten die schwedischen Feldherren entschuldigt sein und die Bürger selbst solches verantworten lassen."

Die Rathsherren waren vorsichtig und ließen die Bürgerschaft versammeln, um ihr den Antrag Herzog Bernhards vorzulegen. Inzwischen mußte Daubitz mit seinen Truppen vor dem Bergerthore des Beschlusses der Bürgerschaft warten.

Dieser kam nicht so leicht zu Stande. Denn nachdem der Rathsadvokat Dr. Marx Seefried das Schreiben des Herzogs verlesen und die zwei Fragen vorgelegt hatte: „ob löbliche Bürgerschaft zur Vertheidigung der Stadt entschlossen sei, oder bei der ersten kaiserlichen Aufforderung sich ergeben wolle?" — gieng es an ein bedächtiges Ueberlegen und Rathen von Seiten der älteren Rathsherren und Bürger. Aber die jüngeren Männer waren bald des ängstlichen Hin- und Herredens müde und verlangten stürmisch und drohend den Beschluß: daß man sich gegen den ungarischen König auf's äußerste vertheidigen und deßhalb schwedische Besatzung einlassen wolle.

Dieser Beschluß wurde endlich auch durch Stimmenmehrheit gefaßt, und nun zog man dem Bergerthore zu

und öffnete es den Schweden. Mit Jubel wurden diese von der Bürgerschaft empfangen und bewirthet. Allein der Kommandant Daubitz gönnte seinen Leuten nur so viel Zeit, daß sie Hunger und Durst stillen konnten. Er wußte, daß das kaiserliche Heer nicht mehr fern von der Stadt war. Deshalb hielt er sie, wie die Bürgerschaft, sogleich streng an, die Stadt zu sichern gegen den Anlauf der Feinde. Die vielen Landleute, welche sich in die Stadt geflüchtet hatten, mußten getreulich mit zu dieser Arbeit helfen. Zunächst brach man alle Gartenhäuser um die Stadt her ab und legte Bollwerke an vor allen Thoren. Daubitz hatte an der Umgebung der Stadt bald bemerkt, daß der Feind sich auf den Hügeln, welche südlich und südwestlich liegen, niederlassen und von da aus die Stadt beschießen würde. Vor dem Reimlinger Thore im Süden lag ein Ziegelstadel mit großen Wohn- und Oekonomiegebäuden. Das wäre für die Belagerer eine erwünschte Schutzwehr gewesen. Deshalb gab Daubitz Befehl, diesen Ziegelstadel wegzureißen. So etwas war freilich bisher unerhört und erregte heftiges Widersprechen. Allein der Kommandant suchte die Wiederspenstigen von der Nothwendigkeit seiner Anordnung zu überzeugen und beharrte, selbst als der Verstand seiner Gegner hinter seiner Belehrung zurück blieb, auf der Ausführung seines Befehles. Daubitz war noch ein junger Mann von etwa 28 Jahren. Eines Pfarrers Sohn aus der Oberpfalz, hatte ihn der Siegeszug Gustav Adolfs mit solcher Begeisterung für den Heldenkönig ergriffen,

daß er seine Studien verließ und unter dessen Fahnen sich stellte. Er hatte seither Gelegenheit genug, seinen Muth zu erproben, sich Kenntnisse in der Kriegskunst zu erwerben und sein Talent hiefür auszubilden. An der Ausartung und Verwilderung, in welche das schwedische Heer nach dem Tode seines Königs verfiel, nahm er für seine Person keinen Antheil. Darum war seine Kraft und sein Muth ungebrochen; es galt ihm der Krieg noch als ein nothwendiger Kampf für Erhaltung des evangelischen Glaubens und nicht, wie den meisten andern Offizieren, als ein Mittel, sich durch Raub und Plünderung Reichthümer zu erwerben, oder durch Völlerei und Unzucht den abscheulichsten Lüsten zu fröhnen.

Darum war er auch unermüdlich in Anordnung der besten Vertheidigungsmittel und milde gegen die Arbeiter jeglicher Art, wie gegen seine Soldaten. Als die nothwendigsten Verschanzungen ausgeführt waren, vertheilte er seine Soldaten mit den bewaffneten Bürgern und den 100 Stadtsoldaten auf die zwei Basteien, auf die Thore, Thürme und Mauern der Stadt. Schon durch diese Anordnungen erwarb er sich das volle Vertrauen der Bewohner; bald aber sollte sich ihm Gelegenheit bieten, durch persönliche Tapferkeit sich so auszuzeichnen, daß er besonders bei dem schwächern Geschlechte Gegenstand der Bewunderung wurde. Schon Vormittags am 8. August*) erschien der kaiserliche General Gallas auf dem südlich von der Stadt liegenden

*) Es sind die Angaben nach dem alten Kalender gemacht; nach dem neuen müßten 11 Tage dazu gezählt werden.

Galgenberg, besah sich die Stadt und ihre Umgebung und ließ hier acht Kanonen aufpflanzen, sowie auf dem westlich gelegenen St. Emeransberg vier.

Gegen Abend rückte das kaiserliche Heer an unter König Ferdinand. Das Hauptquartier war im Schlosse zu Reimlingen, eine Stunde südöstlich entfernt. Das Lager wurde auf den Höhen von Reimlingen nördlich bis auf den Stoffelsberg, der Stadt gegenüber, südlich aber bis auf den Albuch zwischen den zwei Dörfern, Schmähingen und Hirnheim, aufgeschlagen. Ueber 60,000 Mann war jetzt schon das Heer stark. Um 3 Uhr Nachmittags erschien ein kaiserlicher Trompeter vor dem Reimlinger Thor und forderte die Stadt zur Uebergabe auf. Aber Daubitz antwortete: „Ich habe noch einen guten Trunk Wein, auch Kraut und Loth; der Feind möge nur heranrücken, ich will bastant sein und mich wehren.“ Nicht so muthig wurde vom hohen Rath die durch den Trompeter schriftlich überbrachte Aufforderung zur Uebergabe der Stadt hingenommen. Da zeigte sich viel Zaghaftigkeit und Furcht. Endlich schlug das Ungestüm der bewaffneten Bürgerschaft und der Muth des Stadthauptmanns Welsch durch, daß auch von Seiten der Rathsherren eine Weigerung der Uebergabe ausgesprochen wurde.

Der Oberkommandant Daubitz hatte sein Quartier im Gasthof zum Goldenen Lamm und vor demselben stand die bewaffnete Mannschaft, welche noch nicht auf die Mauer vertheilt war, um sie sogleich dahin beordern zu können, wo ihre Hilfe nöthig war.

Die Belagerer begannen damit, daß sie Schanzen aufwarfen vor allen Thoren der Stadt und diese, wo es nur immer möglich war, mit Laufgräben verbanden.

Wohl suchten dieß die Belagerten zu verhindern, aber ihr grobes Geschütz war nach damaliger Zeit so schlecht beschaffen, daß sie nirgends die Arbeiten der Feinde unterbrechen konnten. Schon am folgenden Tage, — 9. August — wurde die Stadt namentlich vom Galgenberge mit Granaten und eisernen Kugeln beschossen. Und vom St. Emeransberge aus konnten Piccolomini's Jäger so nahe an die Stadt herankommen, daß sie mit ihren Kugelbüchsen stets ihren Mann trafen, der sich auf dem Bergerthorthurm oder auf dem Wasserthurm oder auf der Mauer zeigte. Daubitz ließ Kufen, Bierfässer und Säcke mit Sand und Steinen anfüllen und hinter die Schießscharten der Basteien und Thürme stellen. Auf der Stadtmauer und unter den Thorbrücken ließ er jede Oeffnung mit Tüchern verhängen, damit die Hin- und Hergehenden von den feindlichen Scharfschützen nicht gesehen werden konnten. — Vor dem nordwestlichen oder Baldinger Thor hatten die Belagerer keine Schanze aufgeworfen. Da standen mehrere Gartenhäuser, zwei städtische Schießhäuser und das Lazareth. Unter dem Schutz dieser Gebäude wurde ein starkes Feuer aus grobem Geschütz und Kugelbüchsen auf die Stadt gerichtet. Daubitz entschloß sich daher, mit einer Anzahl seiner schwedischen Soldaten einen Ausfall durchs Baldinger Thor zu machen. Freiwillige aus den unverheiratheten Bürgern schloßen sich

ihm an. Unter dem Handgemenge mit den Belagerern sollten die Gebäude niedergebrannt werden, welche den Feinden zum Schutze dienten.

Sobald die Nacht hereingebrochen war, zog Daubitz mit seiner Schaar in möglichster Stille durch das Baldinger Thor. Denjenigen Bürgern und Bürgerssöhnen, welche wegen ihrer genauern Bekanntschaft mit den Lokalitäten die Zündstoffe trugen, wurde immer eine Zahl Soldaten beigegeben, um von diesen zu den einzelnen Gebäuden begleitet zu werden; Daubitz selbst gieng mit der größern Schaar auf das Stahlschützen-Schießhaus los. Hier entspann sich ein heftiger Kampf; denn die darin liegenden kaiserlichen Soldaten erwachten, sobald das eingelegte Feuer das Gebäude prasselnd ergriff. Doch erst als an eine Rettung desselben nicht mehr zu denken war, gab Daubitz Befehl zum Rückzug. Die bestürzten und durch den Brand mehrerer Gebäude um ihre Sicherheit besorgten Feinde verfolgten ihn nicht. Sein Plan war größtentheils gelungen, und nur einen Mann hatte er im Kampfe verloren. Ueber das Gelingen dieses kühnen Unternehmens war die Freude in der Stadt so groß, daß man der Angst des Tages und der bevorstehenden Gefahren vergaß. Die Unsicherheit und Unvollkommenheit der Belagerungsgeschütze nöthigte, zur Nachtzeit das Schießen einzustellen, und so kam es, daß man sich in der ersten Nacht des Belagerungszustandes geselligen Freuden hingab.

Johann Georg Seefried, ein Bruder des Rathsadvo-

katen Marx Seefried, war früher selbst Offizier und machte jetzt als reicher, vielgereister Kaufmann ein großes Haus in Nördlingen.

Er lud den Oberkommandanten nach seiner ruhmreichen Rückkehr vom Ausfall zu sich ein mit mehreren Notabilitäten der Stadt. Darunter nahm der Stadthauptmann Welsch in gegenwärtiger Zeit die erste Stelle ein. Denn obwohl er unter Daubitz stand, so zeigte er doch keine geringere Tapferkeit und Umsicht als dieser, weshalb er von Daubitz hochgeehrt und stets zu Rath gezogen wurde. Die hohen Herren der Stadt brachten auch ihre Frauen und Töchter mit zur geselligen Abendunterhaltung; und mit dem Stadthauptmann war Fräulein Clara von Adelshofen gekommen, welche durch ihre Schönheit vor allen übrigen Jungfrauen glänzte. Sie hatte sich von ihrem in der Nachbarschaft gelegenen Gut in die Stadt geflüchtet und, da sie eine Waise war, im Hause des Stadthauptmanns Wohnung genommen. Ein aufmerksamer Beobachter konnte wohl wahrnehmen, wie ihre Blicke öfters verstohlen auf den stattlichen schwedischen Offizier sich richteten, und als dieser von seinem ältern Waffengefährten ihr vorgestellt wurde, ward auch bei ihm eine eigenthümliche Verlegenheit sichtbar, die nicht undeutlich den Eindruck verrieth, welchen die schlanke Gestalt, das feurige Auge und die schwarze Lockenfülle auf ihn gemacht hatte. Aber die Unterhaltung wollte zu keinem rechten Fluß kommen; die gedrückte Stimmung der Furcht und Angst, die auf allen Anwesenden lag, war nicht geeignet zu

heitern Gesprächen. Einsilbiger als Alle war Daubitz; er zog sich bald zurück, um noch die Runde zu machen auf der Stadtmauer, an den Thoren und Thürmen. Er verabschiedete sich von der Gesellschaft, und die flüchtige Verbeugung, mit welcher er sich beim Weggang zu Fräulein von Adelshofen wandte, nahm diese fast übel; sie dachte noch darüber nach, als sie zu Hause angekommen war.

2. Ein Sonntag.

Der zweite Tag der Belagerung war ein Sonntag und zwar der zehnte Sonntag nach dem Dreieinigkeitsfeste, an welchem seit alten Zeiten über das Evangelium von der Zerstörung Jerusalems gepredigt und wohl auch die Geschichte dieser traurigen Begebenheit in manchen Kirchen vorgetragen wird.

An Nördlingen schien heute geschehen zu sollen, was dereinst an Jerusalem geschah. Denn mit dem Morgengrauen begannen die Belagerer von allen Seiten die Stadt zu beschießen. Die Belagerten erwiederten diese Sonntagsbegrüßungen aufs Kräftigste. Mit ihren Stücken und Hagelgeschoßen thaten sie den Feinden großen Schaden, und ihre Büchsenmeister trafen jeden Mann, den sie aufs Korn nahmen; auch unter den Bürgern und Landleuten, die in der Stadt Schutz gesucht hatten, gab es treffliche Schützen. Mitten unter den Donner der Kanonen und unter das Krachen der Hagelgeschoße und Büchsen hinein ertönten feierlich die Glocken vom hohen Thurme der Stadtkirche herab,

zum Gottesdienste zu rufen. Was von Männern nicht waffenfähig war, Weiber, Jungfrauen und Kinder, eilten dem Gotteshause zu, obwohl hie und da eine Kugel auf einem Dache oder in einer Straße einschlug.

Gottes Schutz sollte erbeten, in Gottes Wort Trost gesucht, am Tische des Herrn Stärkung geholt werden; vielleicht war's die Wegzehrung auf den Todesgang. Die große Kirche war gedrängt voll; das Singen war aber mehr ein Weinen, und als der Superintendent Wechsler die Stelle des Evangeliums vorlas: „Es wird die Zeit über dich kommen, daß deine Feinde werden um dich und deine Kinder mit dir eine Wagenburg schlagen, dich belagern und an allen Orten ängsten, und werden dich schleifen und keinen Stein auf dem andern lassen," — da unterbrach lautes Schluchzen und Wehklagen die Stimme des Predigers zu wiederholten Malen.

Bei der Auslegung des Evangeliums benützte er zu besonderem Troste die Worte: „Als Jesus nahe hinzu kam, sahe er die Stadt an und weinete über sie." Mit lautloser Stille hörte die große versammelte Menge auf die trostreiche Zusage der Barmherzigkeit Christi, die der Prediger aus diesen Worten schöpfte; und kaum wagten die Zuhörer zu athmen, um ja keine Silbe der Hoffnung, die er darauf gründete, unbenützt an den Ohren vorübergehen zu lassen. Da plötzlich schlugen zwei Dreißigpfünder durch das Dach und Gewölbe der Kirche. Die Versammlung schrie laut auf; durcheinander riefs: „Der Feind habe die

Mauer überstiegen und der Stadt sich bemächtigt, im untern Theile der Stadt werde schon alles niedergehauen, was ihm unter die Hände komme.“ Man drängte sich zu der Thüre der Kirche, und wer niedergeworfen wurde kam kaum mit dem Leben davon. Ein Augenzeuge schildert diesen Schrecken mit den folgenden Worten: „Der Mann suchte seine Frau, die Frau rief nach ihrem Mann; die Kinder beweinten ihre Eltern schon als verloren, und was das Traurigste ist, selbst vom Tische des Herrn liefen die Gäste weg. Als sie aber draußen angekommen waren und sahen, sie seien ohne Ursache in solche Furcht gerathen, kehrten sie wieder um zum Liebesmahle; und unter Hoffnung und Furcht benetzten sie mit ihren Thränen den heiligen Kelch, ja vermischten damit den himmlischen Trank und empfingen das heilige Mahl als letzte Wegzehrung, sei es zu einem elenden Leben oder zur Flucht und Verbannung, wohl auch als Schutzmittel gegen den Tod.“

Bei dieser allgemeinen Bestürzung und Verwirrung blieb nur der Prediger, Superintendent Wechsler, in unerschrockener, ruhiger Haltung. Er verließ die Kanzel nicht und gab sich alle Mühe, die Fliehenden zurückzuhalten, die Geängsteten zu beruhigen und zur Besonnenheit zu ermahnen. Aber man achtete nicht mehr auf seine Stimme. Während dieß in der Kirche vorgieng, wurden die Thorthürme und Basteien von den schweren Kugeln der Feinde so durchlöchert, daß man sich nicht mehr darauf halten konnte. Desto eifriger wurde mit Büchsen durch die Schießscharten der

Stadtmauern auf die Belagerer geschossen. Daubitz bemerkte, daß zu dem Brunnen der niedergerissenen Ziegelstadel die feindliche Reiterei komme, um Wasser zu holen für ihre Pferde. Da stellte er die besten Scharfschützen auf die Mauer rechts neben dem Reimlingerthor, und diese tödteten Viele, besonders manche Offiziere. Dasselbe geschah auf dem St. Emeransberge. Aber ein neues Unglück traf die Stadt. Den Feinden war es gelungen, den Egerfluß abzugraben, dessen Wasser durch die Stadt lief und die Stadtmühlen trieb. Nun waren nur noch zwei Roßmühlen in der Stadt, welche für die große Volksmenge innerhalb ihrer Mauern nicht nach Bedürfniß Mehl liefern konnten. Zudem wurde vom Galgenberge her immer wieder an den Ort der obern Stadt geschossen, wo die eine Roßmühle stand. Man fürchtete sehr, daß diese zusammengeschossen oder in Brand gesetzt werden möchte. Da erfuhr Daubitz, daß ein Nördlinger Bürgersohn, Namens David Spängler, Constabler bei den Kaiserlichen sei, der eine genaue Kenntniß habe von der Lage der Roßmühle. Obwohl die Bastei, welche dem Galgenberg gegenüber war, schon sehr gelitten hatte durch die feindlichen Geschoße, so gieng Daubitz doch selbst dahin und forschte genau nach der Kanone, welche ihre Geschosse immer nach der Roßmühle schleuderte. Hierauf richtete er selbst ein Geschütz und schoß es ab. Deutlich sah man von der Bastei, daß die Räder von der gefährlichen Kanone wegflogen und der sie bedienende Constabler zusammenstürzte. Die herumstehenden

Schützen und Stückknechte bekamen dadurch noch weit mehr Respekt vor ihrem Commandanten, als sie ohnedieß schon hatten. Dieser aber eilte an das Reimlingerthor, vor welchem sich ein kaiserlicher Trompeter hören ließ. Er übergab ein Schreiben des Königs Ferdinand an die Bürger der Stadt, in welchem diesen noch einmal Gnade angeboten war, wenn sie die Stadt übergäben. Der Commandant nahm das Schreiben gar nicht an, erbot sich aber zu einer Unterredung. Nun warfen die Belagerer aus einem ungeheuren Mörser Bomben und Granaten in die Stadt im Gewicht von 134 bis 175 Pfund, aber sie richteten keinen Schaden an; nur eine Bürgersfrau und ein Soldat wurde von den Splittern einer zersprungenen Bombe getödtet. Doch die Angst der Bewohner steigerte sich ins Unermeßliche. Nur in Gebet und Gottes Wort fand man einigen Trost. Daher wurde der ganze Sonntag mit Beten in den Kirchen zugebracht von alten Personen, Weibern und Kindern. Auch unter dem Rathhause wurde Betstunde gehalten, wobei sich der Magistrat einfand und die daselbst in Bereitschaft stehende Bürgerschaft. Diese Betstunden in den Kirchen und unter dem Rathhause wurden während der ganzen Zeit der Belagerung fortgesetzt, und mit den Stadtgeistlichen wechselte auch der Feldprediger des Commandanten, Namens Riegumius ab.

Es schien als wollten die Belagerer heute noch die Stadt zur Uebergabe zwingen, denn heftiger noch als den ganzen Tag über ließen sie gegen Abend die Stadt beschießen; un-

verdrossen und furchtlos feuerte die Besatzung mit den bewaffneten Bürgern und Landleuten gegen die Feinde hinaus im ganzen Umkreise der Stadtmauer. Aber der Commandant fürchtete, es möchten die Feinde noch an diesem Tage Bresche schießen zwischen dem Berger- und Reimlingerthor, denn die Bastei und die Mauer waren hier übel zugerichtet; deshalb ließ er in größter Eile dorthin Dielen, Bretter, Bäume und Wägen führen, um dadurch Bollwerke zu errichten gegen den etwa hereindringenden Feind. Zu dieser Arbeit wurden besonders die vom Land hereingeflüchteten Personen beigezogen; auch mußten sie die untern Stuben in den Häusern, welche neben der Mauer lagen, mit Mist und Sand ausfüllen. In den nahen Gärten wurde eine Brustwehr von Mist und Erde aufgeworfen und Staketen darauf eingeschlagen. Dem Ort gegenüber, wo man die Bresche befürchtete, wurde eine Brücke aufgeschlagen, und auf diese ein Hagelgeschoß gestellt; ebenso wurden auf dem zur Seite gelegenen Wall drei Hagelgeschoße aufgepflanzt.

Bis diese Arbeiten vollendet waren, brach die Nacht herein, die Kanonade von außen ließ nach und in der Stadt athmete man frischer auf. Aber Müdigkeit herrschte unter allen Klassen der Bewohner; auch die Angst macht matt, so gut wie die Anstrengung. Daubitz mußte noch auf das Rathhaus, denn die Rathsherren hatten sich mit ihm zu besprechen, ob es nicht räthlicher sei, die Stadt zu übergeben, als durch längere, hoffnungslose Vertheidigung den Zorn des Königs noch mehr zu erregen. In wohlgesetzter Rede

trug der Rathsadvokat Seefried die Anfrage des Rathes vor, die nicht bloß einem Wunsche, sondern dringendem Verlangen gleich sah.

Der erste Bürgermeister, Georg Bonmeister, sprach es geradezu aus, daß eine solche Beschießung, wie heute, die Stadt nicht einen Tag lang mehr aushalten könne und daß es seine Pflicht sei, für das Wohl der Bürger, ihrer Weiber und Kinder und ihrer Habe zu sorgen, so gut er könne. Mit scharfem Blicke, aber ohne eine Miene zu verziehen, sah der Kommandant auf den ersten Bürgermeister, während er seine Meinung aussprach. Als dieser geredet hatte, wandte er seine Augen auf den zweiten Bürgermeister, Johann Baptist Jörg, und deutete damit an, daß er nun hören wolle, was dieser sage. Aber Jörg wagte sich mit seiner Herzensmeinung nicht hervorzutreten; deßhalb sagte er mit einer geschmeidigen Verbeugung gegen Daubitz: „Ich halte dafür, daß der Herr Oberkommandant uns allein das richtige Verhalten angeben kann, sintemalen wir keine kriegserfahrene Leute sind. Dagegen hat derselbe bis anhero durch kluge Anordnungen und große Tapferkeit sich solche Meriten um unsere freie Reichsstadt erworben, daß wir billig seiner Führung auch ferner alles überlassen.“ Diesem stimmte der dritte Bürgermeister, Adam Frickhinger, bei, und durch Beifallnicken gaben die Rathsherren zu erkennen, daß sie den Rath und die Meinung des Herrn Oberkommandanten hören wollen. „Nun denn,“ fiel Daubitz ernst und bestimmt ein — „so vernehmet meine

Meinung! Wenn mir und meinen Leuten der Herr Stadthauptmann hier, die bewaffnete Jugend und Bürgerschaft der Stadt so tapfer beisteht, wie heute, so kann ich die Stadt noch länger halten. Aber ohne bestimmte Aussicht auf Entsatz wäre es unbesonnene Tollkühnheit, dem kaiserlichen Heere Widerstand leisten zu wollen. Herzog Bernhard ist nicht ferne von hier; zu ihm suche man einen Boten zu senden, der uns Nachricht bringe, ob und wann uns Entsatz zukommen soll." —

Mit diesem Rathe waren alle Anwesenden zufrieden, und es wurde beschlossen, sich gleich morgen nach einem muthigen und verlässigen Mann umzusehen, der nach Aalen entsendet werde, wo Herzog Bernhard mit seinem Heer sich befinden sollte.

Die Versammlung gieng nun auseinander, und wäre es nicht schon spät in der Nacht gewesen oder hätte der Oberkommandant sich nicht überzeugen wollen, daß alle Wachposten gut besetzt seien, so hätte er wohl der Einladung, des Stadthauptmanns Folge geleistet und wäre noch in seine Behausung mitgegangen. Aber auch dieser wollte nur kurze Zeit zu Hause sich aufhalten, da ihn der Dienst wieder auf seinen Posten am untern Theile der Stadt rief. Und während der kurzen Zeit, die er zu Hause verbrachte, spendete er der Tapferkeit und dem männlichen Benehmen des Oberkommandanten so viel Lob, daß sein Gast, Fräulein Clara von Adelshofen, in voller Aufmerksamkeit seinen Worten lauschte und doch sich den Schein gab, als sei ihr

der gerühmte Mann gleichgiltig. Im Herzen aber war sie betrübt, daß sie heute keine Gelegenheit mehr haben sollte, ihn zu sehen.

3. Der Stadtbote.

Einige Tage lang hielten sich die Belagerer ziemlich ruhig, sie schoßen nur wenig auf die Stadt und schienen auf den Gedanken gekommen zu sein, einen Bundesgenossen die Uebergabe erwirken zu lassen, der mächtiger ist als Geschütz und auch durch verschlossene Thore und über bewachte Mauern kommt. Wirklich zeigte sich dieser Bundesgenosse der Belagerer, nämlich der Hunger, schon unter der Menge des Landvolkes, das man vor Einschließung der Stadt fast allzu bereitwillig aufgenommen hatte. Um so angelegentlicher suchte der hohe Rath nach einem, der Botendienste an Herzog Bernhard von Weimar übernahm. Aber wie groß auch die Zahl der Bürger war, die unerschrocken den feindlichen Kugeln sich aussetzten: diesen Gang wollte keiner machen. Endlich ließ sich ein Bäuerlein dazu willig finden. Adam Weckerlin war sein Name, und von dem nahen Dorfe Goldburghausen war er in die Stadt hereingezogen.

Die Aufgabe, mitten durch die Feinde hindurchzukommen, war schwer; die Gefahr, erwischt und als ein Spion aufgehenkt zu werden, stand vor Augen. Doch der Bauer meinte, mit Gottes Hilfe und seinen guten Augen werde er schon durchkommen.

Er hatte ein Schreiben vom Magistrat und ein Schreiben vom Kommandanten an den Herzog bekommen, welche er wohl verwahrte. Mit dem Rufe: „Mich hungert!“ sollte er bei glücklicher Rückkunft an einer bestimmten Stelle der Stadtmauer gegen Baldingen zu sich melden. Am 11. August Nachts wurde er beim Baldinger Thor in den Zwinger hinabgelassen. Bis er drüben wieder hinaufkam, galt es eben so viel Anstrengung als Vorsicht. Doch gelang es ihm, unbemerkt hinauf und dann durch den Fluß, der dort neben der Stadt hinläuft, zu kommen. Bald war er auch an dem Lazareth vorübergeschlichen, das feindliche Soldaten besetzt hatten; allein außer Gefahr war er noch lange nicht. Denn in allen umliegenden Dörfern streiften Schaaren von Kroaten auf Raub und Plünderung herum. Noch kam ihm das Dunkel der Nacht zu gute; und daß er ohne Weg und Steg über Felder, Wiesen und Gräben kam, dazu half ihm seine genaue Kenntniß der Gegend. Noch ehe der Tag graute, hatte er den Wald bei Kirchheim erreicht. Von da durchwanderte er das Wiesenthal, durch welches die Sechtach fließt, um wieder in einen Wald zu kommen. Hier war er schon außerhalb des Bereichs der kaiserlichen Soldaten und konnte sein Ziel ohne weitere Gefahr erreichen. Noch bei guter Tageszeit kam er in Aalen an, wo Herzog Bernhardt von Weimar lag. Er gab nun die Briefe ab, die er bei sich trug, und sogleich ließ ihn der Herzog rufen. Eine Zeit lang besah er sich das Bäuerlein; dann fuhr er ihn hart an: „Wie magst du so verwegen

sein und dein Leben auf's Spiel setzen! Fürchtest du dich nicht vor dem Galgen?" —

Der Bauer antwortete mit verschmitztem Lächeln: „Herr! mein Leben steht in Nördlingen auch auf dem Spiel. Und zu letzt ist's nicht schlimmer, wenn man in der Luft herum baumelt zum Sterben, als wenn man von einer Stückkugel zerfetzt wird oder gar verhungern muß."

„Sieht es denn so schlimm in der Stadt aus?" fragte der Herzog weiter.

„Glaube nicht, daß es noch schlimmer werden kann, Herr," entgegnete Weckerlin. „Die Kaiserlichen schießen so verteufelt viel auf die Stadt herein, daß sie bald ein Steinhaufen sein wird: der Hunger nagt schon jetzt Vielen das Leben ab, und die Pest nimmt weg, was sich vor Hunger noch wahren konnte. Lange werden diese Gesellen nicht mehr zu thun haben, bis aufgeräumt ist mit der Stadt und ihren Bewohnern." Bei diesen letzten Worten gieng sein verschmitzter Zug um den Mund in einen Ernst über, der bald zu Weichheit und Thränen gekommen wäre. Aber der Herzog fragte weiter: „Wie hält sich der Kommandant mit seinen Leuten? Stellen sich die Bürger tapfer mit zur Wehr?"

„Der Kommandant, Herr, — hat einen Muth, der größer ist, als der Nördlinger Kirchthurm; überall vorn d'ran; hätte er kein so ehrlich, frommes Gesicht, so würde ich sagen: er ist ein wahrer Feuerteufel. Und seine Soldaten und der Stadthauptmann und die Bürger — alle wollens ihm gleich machen. Es wäre eine Lust, wenn's nur nicht an's Leben gieng."

„Nun wohl!“ — fiel hier der Herzog ein, „sage den Bürgern meinen Gruß, und sobald die Rheingrafen und General Gratz mit ihren Truppen zu mir gestoßen sind, werde ich zum Entsatz nach Nördlingen eilen. Heute schon ziehe ich mit meiner Armee noch Bopfingen. Jetzt gehe und siehe zu, daß du glücklich in Nördlingen ankommst.“ —

Der Bauer nahm wieder seine verschmitzte Miene an und sagte dann: „Heute noch, Herr, marschirt Ihr nach Bopfingen? Ei, da könnte ich ja auch mit. So in Compagnie ist man doch sicherer, und ich wüßte wenigstens, daß ich bis Bopfingen an keinem Baum Hängquartir nehmen müßte.“

„Ist's nicht heute noch, so wird's morgen sein,“ lenkte der Herzog ein, — „du wirst auch einen Tag ausruhen können. An Speis und Trank soll's dir nicht fehlen.“

„Und vor einer Kugel und vor dem Strick brauch ich mich da auch nicht zu fürchten. Das gibt doch einmal wieder einen guten Tag, Herr! habe schon lange keinen mehr gehabt.“ So schloß das Bäuerlein und machte sich mit einem linkischen Bückling, wobei er den rechten Fuß nach hinten zog, zur Thüre hinaus. — Am 13. August marschirte der Herzog mit seinen Truppen wirklich nach Bopfingen und schlug sein Lager auf dem Breitwang auf, von wo aus er Nördlingen im Auge hatte. Weckerlin war bis Aufhausen mit den Soldaten marschirt; da bog er links ab. Er gedachte den Wald bei Jaxtheim zu erreichen und da sich aufzuhalten, bis die Nacht hereinbrach, unter deren

Schutz er nach Nördlingen gelangen wolle. Aber wie er über Oberndorf draußen war und um den Berg Nipf herumgieng, kam ihm ein Haufe Kroaten entgegen. Die Krümmung des Berges verursachte, daß er sie erst sah, als er ihnen nicht mehr entfliehen konnte. Einen Augenblick blieb er stehen, aber schnell entschloß er sich, vorwärts zu gehen ihnen kühn entgegen. — Von dem Anführer der Schaar wurde er angehalten. Die Aermlichkeit seines Anzuges ließ nicht erwarten, daß er Geld bei sich trage. Seinem Gesichte wußte er aber einen so dummen Ausdruck zu geben, daß man am allerwenigsten einen Stadtboten, oder einen Spion in ihm vermuthen konnte. Und doch hätten sie bei diesem dumm aussehenden Bäuerlein einen wichtigen Brief gefunden, den ihm der schwedische Oberfeldherr an den Kommandanten in Nördlingen mitgegeben hatte. Ueber das Woher? und Wohin? mußte er Auskunft geben, und seine Antwort lautete in ganz kläglichem Tone: „Bin ein armer Mann von Kirchheim davorne. Den Schweden habe ich Schlachtvieh nach Aalen treiben müssen. Weder Lohn noch Kost haben sie mir gegeben. Kann meinen hungrigen Leib kaum mehr nach Hause schleppen.“ „Sind die Schweden noch in Aalen?“ fragte der Anführer. „Liegen noch immer dort — die Bärenhäuter; fressen und saufen;“ lautete seine Antwort.

„Da können wir heute schon noch einen Fang machen“ — bemerkte der Anführer, seiner Schaar zugewandt, und schritt mit ihr weiter.

Weckerlin aber, den sie unangetastet stehen ließen, lachte ihnen schadenfroh nach und sagte für sich: „Einen Fang wollt ihr machen? Prost die Mahlzeit! Ihr selbst werdet wohl gefangen werden.“—

Hierauf beschleunigte er seine Schritte dem Jaxtheimer Walde zu und legte sich hier nieder, bis die Nacht einbrach. Es wollte ihn Wunder nehmen, daß er von Nördlingen her gar nicht schießen hörte. Und wirklich wurde auch diesen Tag über mit grobem Geschütze gar nicht gefeuert. Nur wenn ein Jäger glaubte, auf einer Bastei, oder an den Schießscharten der Mauer einen Mann erreichen zu können, so legte er an und schoß nach ihm; was die Scharfschützen in der Stadt sofort erwiderten. Deshalb wurden heute nur Anordnungen getroffen, wie man bei eintretendem Brande bereit sein solle zum Löschen. Auf den Thurm der Hauptkirche wurden Wächter gestellt, die Bewegungen des Feindes sorgfältig zu beobachten, und auch die Soldaten auf den Thürmen der Stadtmauer mußten fleißig Wache halten.

Kaum aber war die Nacht eingebrochen, so wurden häufig vom Galgenberg her Granaten in die Stadt geworfen, und von andern Bollwerken der Belagerer schoß man mit Stückkugeln hinein.

„Fangen heute den Tanz bei Nacht an,“ brummte Weckerlin vor sich hin; „wenn sie mir nur den Weg nicht versperren oder gar das Licht ausblasen.“ — Bis in das Wiesenthal hinter dem Goldberg war er gekommen, da sah

er eine Feuersäule in der Stadt aufsteigen und die Kanonade wurde heftiger. Nun beschleunigte er seine Schritte. Denn der Brand war auf der Südseite der Stadt, und er konnte um so eher hoffen, auf der Nordwestseite ihr ohne Gefahr nahen zu können, weil der Kampf nur auf der Südseite geführt zu werden schien. Wirklich hörte man auch nur hier das Krachen der Geschütze.

Aber in der Stadt sah es traurig aus. An der Stätte, wo Granaten eine Scheune und ein Brauhaus entzündet hatten, fielen die Geschoße dicht herunter, und doch sollte die gefräßige Flamme gelöscht werden. Mit dem Degen in der Hand trieben die Offiziere zum Löschen an. Weiber und Kinder liefen jammernd und heulend über die Straßen, Männer und Greise, Reiche und Arme, Bürger und Landleute suchten von ihrer Habe zu retten, was aus der Nähe der Brandstätte wegzubringen war. Und allenthalben in den Straßen flogen Kugeln hernieder. Die wehrhaften Männer und Söhne auf den Basteien, Thürmen und Schanzen fürchteten für das Leben ihrer Weiber und Kinder, und diese hinwiederum zitterten bei dem Gedanken an die Gefahr ihrer Männer, Väter und Brüder vor dem Feinde. Die Flammen drohten weiter um sich zu greifen; vor den tödtlichen Geschoßen der Belagerer war es unmöglich, mit Erfolg zu löschen.

„Haben wir euch nun ein Licht angezündet, das euch genug leuchtet, ihr schwedischen Hunde“ — spotteten die Kaiserlichen zu den Vertheidigern auf die Mauern herauf;

— „heute sollt ihr noch alle zu Asche verbrannt werden.“ Aber sie irrten sich. Es kam eine Löschmannschaft, welcher ihre Geschoße nichts schadeten; diese strömte vom Himmel herab. Dunkle Wolken hatten sich schnell gesammelt über der Stadt und gossen dichten Regen hernieder, der die Feuergluth löschte und weitern Brand verhinderte. Das frühere Jammergeschrei mußte nun plötzlich lauten Dankgebeten weichen.

Weckerlin war gerade an dem Zwinger bei dem Baldinger Thor angelangt, als der Regen herabzuströmen begann. „Kommst mir wie gerufen!“ sagte er — „denn nunmehr brauche ich Finsterniß, daß mich nicht etwa ein Jäger bemerkt, wenn ich am Seile hinaufgezogen werde.“ — Leise näherte er sich der Mauer und rief mit kläglicher Stimme hinauf: „Mich hungert!“ Das war ein freudiger Ruf für die Wächter oben. Schnell ließen sie das Seil herab und zogen den Erwünschten hinauf. Er eilte auf das Rathhaus; und vor versammeltem Magistrate trug er die Botschaft vor, die ihm Bernhard von Weimar mündlich aufgegeben hatte. Das Freudigste für sie war die Gewißheit, daß der Herzog schon bei Bopfingen sei. Die Nachricht wurde schnell in der Stadt und auf der Mauer der Stadt verbreitet. Ueberall erfrischte sie den Muth und stärkte sie das Vertrauen. Mit Geduld ertrug man wieder alles Ungemach. Denn die Hoffnung auf baldigen Entsatz und siegreiche Rettung ließ keiner Furcht mehr Raum. —

4. Drei Feinde,

gegen welche alle Kriegskunst des Kommandanten nichts vermag.

Erwähnt haben wir schon, daß vor den Gewaltthaten der kaiserlichen Truppen sich alle Landbewohner, die es irgend vermochten, in die Städte flüchteten. Auch schwache Mauern gaben Schutz gegen die verwilderten Soldaten bei dem schlechten Zustand der damaligen Schießwaffen. Nördlingen war für die Bewohner des Rieses eine besonders gesuchte Zufluchtsstätte; nun aber durch die Belagerung die Thore geschlossen und Häuser und Straßen voller Menschen waren, trat Mangel an Lebensmitteln und drückende Hungersnoth ein. Es kam bald so weit, daß die armen Leute zu Hunderten in allen Winkeln der Stadt umhersuchten nach irgend Etwas, wodurch sie den brennendsten Hunger stillen zu können meinten. Auch die Miststätten wurden zu diesem Zwecke durchwühlt. Ein unreifer Apfel, ein Rindlein Brod, das nur selten von den hartherzigen Reichen gegeben wurde, galt schon als Leckerbissen.

Ueber abgemagerte, in der Stadt herumirrende Pferde fielen die armen Leute mit wahrem Heißhunger her, sie zu tödten, und gekocht oder gebraten ihr zähes Fleisch zu essen; ja aus den Gruben, darin der Fallmeister verreckte Pferde verscharrt hatte, wurden sie noch herausgegraben und gegessen. Später wurde das Fleisch von Pferden regelmäßig vertheilt unter die Armen; nur Hunde und Katzen blieben

noch ein Gegenstand freier Jagd für die Hungernden, aber bald war kein Stücklein dieser Thiere mehr auf den Straßen zu sehen. Mittheilen müssen wir schon auch, was die Tagbuchschreiber jener Zeit weiter berichten über den Nothstand, obschon sich das Herz dagegen sträubt. Bei einem Kampfe an einem Thorthurm, davon wir später noch erzählen müssen, wurde auch Feuer als Waffe gegen die Feinde in Anwendung gebracht und mehrere halb verbrannte spanische Soldaten fielen herab. „Hungernde Weiber" — so erzählen unsere Gewährsmänner — „machten sich über die entkleideten Leichname her, schnitten Stücke Fleisch davon aus und kochten oder brieten sie zu Hause, um sie mit ihren unglücklichen Kindern zu verschlingen."

Da es so weit mit der Hungersnoth gekommen war, so mußten auch pestartige Krankheiten sich einstellen und diese räumten noch mehr auf als der Hunger.

Die Zahl der armen Leute und Bettler vom Lande, welche gar keine Wohnung in der Stadt hatten, war sehr groß. Unter ihnen brach die Seuche zuerst aus. Die Geistlichen der Stadt und die vom Lande hereingeflüchteten giengen unter ihnen herum, ihnen durch Gebet, Gottes Wort und heiliges Abendmahl die letzte Wegzehrung zur Reise aus diesem Jammerthal zu spenden.

Todte lagen unter Kranken und Sterbenden. Täglich wurde eine große Menge beerdigt auf dem „Loderanger," in den „Klosterhöfen" oder in Gärten, die noch innerhalb der Stadtmauer waren. Der Gestank von den Gestorbenen

und von den Geschwüren der noch Lebenden war an manchen Orten der Stadt, z. B. am Gürtelhause und am „Paradiese“ so groß, daß man nicht daran vorüber gehen konnte. So drang die pestartige Krankheit auch in die Häuser und der damalige Rektor der lateinischen Schule sagt, seine Schulen seien zur Hälfte ausgestorben.

Sollte man nicht erwarten dürfen, daß diese beiden Todbringer in der Stadt — der Hunger und die Pest — mehr noch, als der Krieg vor den Thoren der Stadt die Leute zu rechtschaffener Buße und Gottesfurcht brachten? Ja Betens und Wehklagens gab es viel in der Stadt; die Kirchen wurden den ganzen Tag nicht leer von solchen, die Befreiung von ihrer äußeren Noth suchten. Aber von der innern Noth ihrer Sünden scheint der große Haufe keine Rettung gewünscht zu haben; im Gegentheil erzählen uns Augenzeugen, daß mancherlei Sünden mehr in Schwang und Gang kamen, als je; und namentlich bezeichnen sie den Wucher als einen Abgesandten des Mörders von Anfang, der mitten unter Pest und Hunger ungescheut sein Wesen trieb. „Die Bürger selbst ruinirten einander“ — so lesen wir in einem Tagbuch jener Zeit, — „durch unersättlichen Wucher und Geiz. Die Bäcker steigerten fort und fort den Preis des Getraides, so daß das Malter auf 50 Gulden kam. Die Mahlmühlen der Stadt standen stille; und diejenigen, welche Lebensmittel zu verkaufen hatten, — Wirthe, Bäcker und Metzger, forderten unerschwingliche Preise. Auf der Roßmühle herrschte Bestechung. Den

8*

Reichen wurden wohl ganze Malter gemahlen, während der gemeine Bürger kaum ein Viertel erhalten konnte. Die Wohlhabenden bereicherten sich und die Armen giengen vor Hunger zu Grunde. Der Magistrat gab Verordnungen heraus gegen den Wucher, der Superintendent Wechsler eiferte dagegen auf der Kanzel und im Beichtstuhl; aber das Eine half so viel, als das Andere." —

Diese drei Feinde, Hunger, Pest und Wucher, konnte unser Kommandant nicht angreifen, geschweige besiegen; und doch machten sie auch ihm viel zu schaffen.

Denn die armen und hungernden Bürger wurden zuletzt verdrießlich und ärgerlich über den Geiz und die Härte der Reichen, und es fehlte nicht an solchen, die sagten: „Was sollen wir länger die Reichen beschützen, die uns verhungern lassen? Wir wollen die Stadt den Feinden übergeben zur Plünderung, dann sollen die Reichen auch erfahren, wie weh der Hunger thut, und wir können in ihre gefüllten Truhen greifen." Die Angst vor Verrath und Plünderung durch die eigenen Bürger trieb dann die Rathsherren, daß sie beständig dem Kommandanten hart anlagen, er möge doch die Stadt mit billigem Accord an die Kaiserlichen übergeben. Aber der brave Mann wurde nicht wankend; er hielt den Rathsherren und Bürgern vor, daß es um ihre Reichsfreiheit geschehen sei und daß die Uebung der evangelischen Religion ihnen jedenfalls genommen werde, wenn sie sich der Armee des Königs Ferdinand übergeben. „Und" — fügte er hinzu — „Herzog Bern=

hard wird die Stadt in Bälde entsetzen; er hat das zugesagt und hält es auch.“ Jedermann schätzte und liebte den Kommandanten; seine Tapferkeit und unerschrockene Theilnahme an allen Gefahren der Soldaten und des Bürgers und vor Allem sein mildes und freundliches Benehmen gegen Jedermann verursachten, daß man seine Mahnungen immer wieder befolgte und aufs Neue sich ermuthigte, noch länger die Drangsale der Belagerung standhaft zu tragen. —

5. Allerlei.

Die Nähe des schwedischen Heeres äußerte doch einen lähmenden Einfluß auf die Belagerung der Stadt Nördlingen. Die Kaiserlichen mußten immer ein wachsames Auge auf die Schweden haben, sie mußten ihr Lager stärker befestigen und deßhalb die Zahl der Belagerungstruppen verringern, und konnten manchen Tag nur mit wenigen Kanonenschüssen der Stadt zeigen, daß sie sich nicht ganz von ihr abgewendet haben. Das Elend in der Stadt war dadurch freilich nicht geringer, und darum drängten ihre Rathsherren immer mehr bei Herzog Bernhard auf Entsatz. Einmal brach dieser auch westlich von Nördlingen bei dem Dorfe Nähermemmingen auf die Kaiserlichen herein, und diese stellten sich ihm in überwiegender Anzahl entgegen. Aber dieß war nur geschehen, damit Gustav Horn etwa 250 Mann zur Verstärkung der Besatzung in die Stadt werfen konnte, und das gelang vollkommen. Horn hatte dabei sogar Zeit, sich mit dem Kommandanten und Stadt-

hauptmann zu besprechen und diesen zu sagen, sein Plan sei gewesen: die schwedische Armee solle von Wallerstein bis in die Nähe der Stadt ein Lager beziehen, die Thore zur Vertheidigung und Verproviantirung sich offen halten und den Feind nöthigen, die Belagerung aufzuheben. Man wisse gewiß, daß im kaiserlichen Lager Mangel an Lebensmitteln zu herrschen anfange. Allein sein Plan sei im Kriegsrath verworfen worden. Auch der Kommandant erlaubte sich mit aller Bescheidenheit die Bemerkung, daß dabei die Stadt zwischen die zwei feindlichen Lager gekommen wäre, was ihr leicht gefährlicher hätte werden können, als die jetzige Belagerung. Horn versprach bei dieser Gelegenheit mündlich, daß die Entsetzung in den nächsten Tagen unternommen werden könne. Man hatte ihm aus der Stadt einen Pokal voll Wein gebracht; er leerte ihn „auf guten Muth der Bürger und glücklichen Entsatz der Stadt,“ worauf er sich entfernte.

Durch die Verstärkung ermuthigt, machte die Besatzung sammt den bewaffneten Bürgern in der Nacht des 17. August einen Ausfall durch das Reimlinger Thor und zerstörten dabei eine feindliche Batterie, sowie sie ein paar hundert Sturmleitern verbrannten; auch einige Gefangene wurden bei dieser Gelegenheit gemacht, wogegen zwei Mann von der Besatzung zurückblieben, die wahrscheinlich ihr Glück bei den Kaiserlichen suchen wollten.

Die Belagerer machten inzwischen Raubzüge und suchten besonders Wallerstein hart heim mit Plündern und Bren-

nen. Aber das schwedische Heer wollte sich noch immer nicht zum Entsatz der belagerten Stadt anschicken. Da mußte Weckerlin noch einmal den gefährlichen Gang in das schwedische Lager auf dem Breitwang wagen, um dem Herzog die Noth der Belagerten zu schildern und ihn zum Angriff gegen das kaiserliche Heer anzutreiben. Gerne hätte dieser dem Drängen und Bitten nachgegeben; allein seine Bundesgenossen waren immer noch nicht mit der zugesagten Hilfe angekommen, und er allein war zu schwach, um das wohl verschanzte Lager und das weit überlegene Heer der Kaiserlichen mit Aussicht auf Erfolg anzugreifen. Abermals konnte er dem Stadtboten nur gute Versprechungen geben. Dießmal entkam Weckerlin einer Abtheilung kaiserlicher Truppen nur dadurch, daß er sich durch das Osterholz schnell und unbemerkt in der Scheune des Herhofes unter einem Haufen Rechstreu verkroch und dort einen Tag und eine Nacht hindurch sich verborgen hielt. In Nördlingen, wo man ihn schon am 20. August mit Sehnsucht erwartet hatte, konnte man gar nicht anders denken, als er sei den Feinden in die Hände gefallen. Deßhalb suchte man einen andern Mann, der den gefahrvollen Weg zum Herzog anträte. Erst nach großen Verheißungen fand sich ein solcher in der Person des „krummen Schneiders“ von Baldingen.

Er wurde noch in der Nacht vom 20. auf den 21. August von der Stadtmauer herabgelassen. Glücklich kam er durch die Wachposten der Belagerer hindurch. Aber

diese entsandten ihre Patrouillen bis in die Nähe von Trochtelfingen, um nachzusehen, ob nicht die Schweden einen Angriff machen wollten. Dort begegnete er einer Patrouille, die sich für Schweden ausgaben. Froh über diese Begegnung sagte er gutmüthig, daß er von der Stadt Nördlingen in das schwedische Lager geschickt sei. Aber nun mußte er gleich merken, daß er betrogen und in die unrechten Hände gerathen war. Denn die Patrouille bestand aus Kroaten, welche das gute Schneiderlein mit sich nahmen und ihn vor dem Baldinger Thore auf der Kaierwiese aufhiengen. Von den Mauern der Stadt her konnte man am andern Tag den Armen hängen sehen mit herausgerissener Zunge.

Dieß schreckte aber den Jäklin Weckerlin nicht ab, schon nach einigen Tagen wieder eine Sendung zu Herzog Bernhard zu übernehmen; denn die Noth wurde in der Stadt immer fürchterlicher, trotzdem daß die Belagerer das Feuern auf sie ganz eingestellt hatten. Da hatte auch der Kommandant Zeit, sich einige Erholung und Ruhe zu gönnen; und diese Zeit wußte er nirgends besser zuzubringen, als im Hause des Stadthauptmanns. Ohne Zweifel hatte Clara von Adelshofen einen tiefen Eindruck in seinem Herzen hinterlassen, und an ihrem zurückhaltenden Benehmen glaubte er wahrnehmen zu dürfen, daß auch er ihr nicht gleichgiltig sei. Tapferkeit und Muth des Mannes liebt auch das Weib, das weniger ritterlich gesinnet ist, als Fräulein Clara: wenn vollends diese Mannestugenden in Pflichteifer und nicht aus eitler Ruhmsucht geübt werden,

so erwecken sie eine allgemeine Verehrung, die sich im weiblichen Gemüthe leicht zu feuriger Liebe entflammt. Fand das Eine bei Daubitz statt, so trat das andere bei Fräulein von Adelshofen ein, so wenig sie es merken ließ; wie auch Daubitz die erwachende Leidenschaft niederkämpfte, weil er bei den Gefahren, in denen sein Leben täglich schwebte, und bei der Ungewißheit seines Looses keine Gefühle nähren wollte, denen er nicht ein bestimmtes Ziel geben konnte.

Beide aber fanden Stoff zur Unterhaltung, wann sie einmal auf kurze Zeit zusammenkamen, in den gleichen Wünschen und Hoffnungen eines baldigen Sieges der Schweden über die Kaiserlichen und der sehnlich erwarteten Entsetzung der Stadt. Diese Hoffnung steigerte sich zur Zuversicht, da gerade am 23. August Nachts 10 Uhr Daubitz wieder beim Stadthauptmann war, und Weckerlin abermals vom Herzog Bernhard kam und ihm einen Brief von diesem überbrachte. Ein Theil der rheingräflichen Reiterei sei angekommen, schrieb der Herzog, und das Fußvolk werde in zwei Tagen nachfolgen, dann werde die Stadt unfehlbar entsetzt, auch wenn die württembergischen Truppen noch nicht eintreffen sollten.

Weckerlin bestätigte die Ankunft zweier Reiterregimenter auf dem Breitwang und fügte hinzu: „Getraut Ihr Euch noch zwei Tage lang die Stadt zu halten, so sollen Pechpfannen auf dem Kirchthurm ausgehängt werden. Das will der Herzog als ein Zeichen haben sowohl meiner glücklichen Rückkunft, als auch Eurer Zusage. Mit zwei Kanonen-

schüssen soll vom schwedischen Lager geantwortet werden. — Soll ich die Pechpfannen anzünden und aushängen lassen?" fragte er noch mit einem stechenden Blick auf den Kommandanten, als wollte er sagen: „ich merke schon, daß Ihr lieber noch länger hier bleibt."

„Ich werde selbst gehen und die Anordnung treffen," — bemerkte Daubitz bestimmt, indem er sich von seinem Sitze erhob.

„Ihr glaubt also die Stadt noch zwei Tage lang halten zu können?" fragte Fräulein von Adelshofen in einem Tone, der Wunsch und Zweifel in seltsamer Mischung erkennen ließ.

„Wenn nicht Gott und Menschen mich verlassen, werde ich auch den heftigsten Sturm der Feinde bestehen," antwortete der Kommandant.

„Gott verläßt Euch gewiß nicht!" sprach begeistert die holde Jungfrau, „und Menschen müssen Euch Treue beweisen bis in den Tod." Dabei reichte sie ihm die Hand, deren zitternde Bewegung er durch einen leisen Druck beruhigen zu wollen schien.

„Ich glaube, die Jungfrau wäre im Stande, selbst mit dem Herrn Kommandanten in's Feuer zu gehen," — bemerkte Weckerlin mit einem pfiffigen Lächeln.

Als hätte der Bauersmann ihres Herzens geheimste Gedanken errathen, zog sie ihre Hand erschrocken zurück. Daubitz aber sprach zu diesem gewandt: „Alter, du mußt heute noch mit mir!" und entfernte sich mit einer soldatischen Verbeugung

Draußen im Dunkel der Nacht angekommen, gab Daubitz dem Weckerlin Auftrag, den Thurm zu ersteigen und die brennenden Pechpfannen auszuhängen. „Hast du die beiden Kanonenschüsse vom schwedischen Lager her vernommen, so komme zu mir an's Berger Thor. Wir müssen heute noch die Leute an der Kißlingschen Batterie in ihrer Ruhe stören," so befahl er ihm weiter.

„Schleichen kann ich schon, Herr, wie eine Katze; aber Blut kann ich nicht sehen," entgegnete betroffen der Bauer; — „und Hunger und Durst ficht mich an, daß ich fast erliege." „Diesen Feind zu schlagen, sollen dir die rechten Waffen gereicht werden," — beschwichtigte Daubitz; „brauchst auch nicht zu kämpfen, sondern zu schleichen oder zu kriechen." — „Soll Alles geschehen nach Befehl!" Mit diesen Worten gieng Weckerlin dem Kirchthurme zu und der Kommandant an das Berger Thor. Dort wählte er sich eine kleine Schaar seiner Leute und einige Bürger aus, mit denen er einen Ausfall machen wollte zur Zerstörung der Batterie, die südlich vom St. Emeransberge stand und bei einem Sturm auf die Breschen zwischen dem Berger und Reimlinger Thor den Vertheidigern sehr verderblich werden konnte. Noch ehe Weckerlin hier ankam, hörte man auch am Bergerthore zwei Kanonenschüsse vom Breitwang her, worüber die Mannschaft einander fragend ansah. — Erst als der Bauer mit den Worten nahte: „Haben schon geantwortet!" vermutheten sie, daß hiemit ein verabredetes Zeichen gegeben worden sei. Weckerlin ließ sich nun das vorgesetzte

Fleisch und den Wein gut schmecken; und als er gesättigt war, wurden ihm Brennmaterialien übergeben in ziemlich großer Quantität. Hiemit sollte er ganz leise an die Erhöhung schleichen, auf welcher die Geschoße stunden, und das Holzwerk auf derselben in Brand stecken. Die Bewaffneten würden inzwischen die Soldaten auf dieser Erhöhung angreifen und die Geschütze drauf zerstören oder in's Feuer werfen.

Weckerlin horchte aufmerksam auf das, was ihm der Kommandant über das Unternehmen und über seinen Antheil dabei sagte, und bemerkte nur am Schlusse: „eine gefährliche Geschichte das; aber mein Part dabei soll ausgeführt werden, auch wenn die Kerle da draußen nicht schlafen.“

Nun gieng's leise durch's Thor, so daß man auch keinen Fußtritt hörte. Das Zerstörungswerk gelang vollkommen; die Feinde hatten einige Todte und Verwundete, verloren sechs Mann an Gefangenen und die übrigen retteten sich durch die Flucht. Erst als die Flammen hoch aufschlugen, eilten von den nahen Bergen her andere Bewaffnete zum Schutz ihres Bollwerkes. Aber es war zu spät, und die städtische Mannschaft kam unversehrt zurück.

6. Im feindlichen Lager.

Wer heutzutage die Verschanzungen der Kaiserlichen auf dem Galgenberge suchen wollte, von welchen aus der Stadt Nördlingen am meisten Schaden zugefügt wurde, der würde nur bei alten Leuten noch rechte Weisung finden; denn

junge Bursche kennen jetzt nur die „Marienhöhe,“ in welchen Namen die unheimliche Bezeichnung „Galgenberg“ umgewandelt wurde. Würde er von da aus die weitern Verschanzungen und Lagerstätten südöstlich bis zum Hauptquartier desselben Heeres im Schlosse zu Reimlingen aufsuchen, so würde er fragen: „Wie konnte denn auf diesen waldigen Höhen ein Lager sein?“ Ein Mann in den fünfziger Jahren würde ihm sagen: „Diese ehemals kahlen Hügel wurden erst in der neuern Zeit mit den immergrünen Nadelholzbäumen bepflanzt und die Bierkeller da am östlichen Abhange des Stoffelberges sind auch erst Gebilde der jüngsten Jahrzehnte.“ „Aber zur Zeit der Belagerung der Stadt“ — daß damit keine andere gemeint sein kann als Nördlingen, weiß jeder Rieser — „war hier keine Spur von solchen Kellergebäuden und Waldanlagen.“

Nun diese damals kahlen Hügel starrten von Geschützen, die gegen Nördlingen gerichtet waren, und wimmelten von Soldaten, die theils in Zelten, theils im Freien campirten, wenn sie nicht Schanzarbeiten zu verrichten hatten, oder zum Kampfe um die Stadtmauern herum aufgestellt waren. Und seit das schwedische Heer in der Nähe lag, schien es, als wollten die kaiserlichen Feldherren sich für immer ansäßig machen auf diesen Bergen, so sehr sicherten sie sich mit Schanzen und Wällen. Wir haben schon bemerkt, daß in den letzten Tagen nur sehr wenig von den Belagerern auf die Stadt geschossen wurde; da gab es denn auch für die Soldaten manche müßige Stunde, und in einer solchen finden wir einen

Rittmeister und einen Soldaten bei einander, in einem Gespräche begriffen, das unsere Aufmerksamkeit auf sich zieht.

„So hat es dir also bei den Schweden auch nicht mehr gefallen, Hans? wie oft hast du denn die Fahne schon gewechselt, seit du auf meines Vaters Schlosse zu Waldungen Reitknecht warst?“ Diese Frage stellte der Rittmeister, nachdem er einen tüchtigen Zug aus einem großen Krug gethan und denselben auf dem Tische niedergestellt hatte, der aus einem Brette bestand, das auf vier Holzpfählen befestigt war.

Der Soldat, welcher noch die Abzeichen des schwedischen Dienstes an sich trug, warf einige verlangende Blicke nach dem Weinkrug und zögerte deshalb mit der Antwort auf die an ihn gerichtete Frage.

„Merke schon“ — fuhr der Rittmeister fort, ehe er die Antwort auf seine Frage abwartete: — „dir klebt die Zunge nach alter Gewohnheit an dem Gaumen. Komm nur her und trinke! Im Felde kann man nicht immer auf den Unterschied sehen zwischen dem Offizier und dem Gemeinen, zwischen dem Adeligen und dem Bauern.“

Der Soldat griff mit Hast nach dem Krug und leerte ihn. Darauf fuhr er mit der Hand über den struppigen Schnurrbart und sagte lächelnd: „Wie oft ich die Fahne wechselte, wollt ihr wissen? Der junge, gnädige Herr kennt schon mein schlechtes Gedächtniß. Aber nennt mir die Zahl eures Fahnenwechsels, dann will ich zwei oder drei abziehen, — so weit reicht meine Rechenkunst schon noch; was bleibt, kann als Antwort auf eure Frage gelten.“

„Hans, du bist noch der alte unverschämte Bursche!“ fiel hier der Rittmeister mit einiger Heftigkeit ein, — „aber der alten Bekanntschaft willen soll dir Nachsicht gewähret sein. Nun sage, warum du aus Nördlingen geflohen bist?“

„Weil es bei dem Kommandanten da drinnen ein Mann nicht auszuhalten im Stande ist, der die Freiheit des Soldaten im Kriege liebt. Ich war Unteroffizier, Herr! Und als solcher kann man auch Ansprüche machen im Quartier, namentlich in einer belagerten Stadt, wo man täglich sein Leben in die Schanze schlagen muß. Was ist's, wenn man des Tages acht bis zehn Maas Wein trinkt? Mein Quartiergeber verklagte mich deßhalb und einiger andern Kleinigkeiten willen beim Kommandanten, und dieser degradirt mich zum Gemeinen und liest mir überdieß den Leviten mit ungebrannter Asche. Ist das nicht zum davonlaufen?“

Der Rittmeister lachte laut auf und fragte weiter: „Ist dir in der Stadt mein Bäschen nicht zu Gesichte kommen? — weißt schon, Hans, — das schnippige Töchterlein meines Vetters auf Schloß Adelsried, von der du immer sagtest, wann wir dort auf Besuch waren: ‚junger, gnädiger Herr, das gibt einmal eine Frau für euch! das einzige Kind, schöne Besitzung, viel Geld.‘ Sie war damals etwa zwölf Jahre, ich vierundzwanzig, — so um sieben Jahre sind wir beide älter geworden. Was kann ich dafür, daß mich ihr Vater nicht leiden konnte? Die losen Streiche, die du mich lehrtest, Hans, haben mich um den Credit gebracht.“

„Muß doch ein guter Lehrmeister gewesen sein“ — fiel

hier Hans in die Rede — „weil mein Schüler so viel lernte, daß er den Lehrmeister noch übertraf.“

„Halt's Maul und sage, ob du mein Bäschen in der Stadt nicht gesehen hast?“ unterbrach ihn befehlend der Rittmeister.

„Freilich habe ich sie gesehen;“ — antwortete Hans — „sie wohnt ja beim Stadthauptmann Welsch und ich wurde öfters als Ordonanz vom Kommandanten dahin geschickt, weil ich Unteroffizier war. Aber dieser Goldfisch ist verloren für meinen jungen, gnädigen Herrn; er ist vom Kommandanten geangelt.“

„Was sagst du, Hans? — verloren für mich?“ — fuhr hier der Rittmeister auf. „Höre! den Kommandanten müssen wir aus dem Wege räumen oder in unsere Hände bekommen.“ Bei diesen Worten ergriff er den Weinkrug und blickte hinein. Da er ihn aber leer fand, wandte er sich mit den Worten an Hans: „Nimm dort jenen großen Krug in der Ecke und laß ihn füllen, draußen bei der Türkenev', der Marketenderin. Du kennst sie gewiß schon. Sag nur: ‚für den Rittmeister von Waldungen.‘“

„Ich will mir auf gleiche Rechnung doch auch einen Krug mitnehmen. Schickt sich doch nicht wohl, daß der Knecht mit dem Herrn aus einem Krug trinkt;“ bemerkte Hans, indem er mit besagtem großen Krug zum Zelte hinaus gieng. Der Rittmeister stützte aber sein Haupt auf die linke Hand und blieb sinnend am Tische sitzen. Erst als Hans mit dem großen Krug und einem kleinern Trinkgefäß

voll Wein zurückgekehrt war, erhob er sein Haupt wieder und sagte: „Jetzt setze dich einmal daher, trink vorerst tüchtig, damit dein hart gesottener Verstand aufweiche, und vernimm, was ich dir sage.“

Hans that wie ihm befohlen, und der Rittmeister fuhr also fort: „der Kommandant Daubitz oder Trebitzer, wie der vermaledeite Kerl in der Stadt da drinnen heißt, muß bei Seite geschafft werden, damit er mir mein Bäschen nicht entführen kann, das ist ausgemacht. Und da man nicht wissen kann, welches Ende die Belagerung nimmt, so mußt du die Sache in Angriff nehmen.“

„Wüßte nicht, Herr Rittmeister, wie das geschehen sollte;“ sagte Hans bedächtig, indem er in sein leeres Trinkgefäß und auf den großen Krug schaute.

„Schenk Dir selbst ein und trinke! — Wie das geschehen sollte? Auf die leichteste Weise von der Welt. Du gehst wieder in die Stadt zurück; sagst, Du seiest bei dem neulichen Ausfall gefangen worden und nun wieder entflohen, um unter Deine Fahne dich zu stellen. Nächstens werden wir einen Sturm auf die Stadt unternehmen und da wirst Du genug Gelegenheit finden, dem Commandanten das Licht auszublasen. Dein Schaden soll's nicht sein, und sitze ich einmal bei meinem Bäschen und in Adelsried fest, dann wollen wir ein Leben führen — natürlich ich und du — lustiger, als der Fink im Hanfsamen.“

„Das Letzte wär' schon recht; aber das Erste geht

durchaus nicht. Der Commandant war selbst bei jenem Ausfall und sah mich davonlaufen. Einer seiner Leute wollte mir eine Kugel nachschicken; aber der Commandant rief: ‚thu' es nicht! für diesen ist der Galgen.‘ Ich will mich doch nicht selbst ausliefern und dadurch dem Commandanten auch noch den Ruhm eines Propheten bereiten.“

„Bist eben noch immer der feige Kerl, wie ehedem;“ — polterte der Rittmeister heraus — „zum Saufen und zu bösen Stücken brauchbar, aber zu keiner großen That. — So sauf denn Deinen Krug aus und packe Dich fort!“

„Nach Befehl, junger, gnädiger Herr,“ — schloß Hans die Unterredung, trank seinen Wein und entfernte sich.

Der Rittmeister von Waldungen eilt aber bald darauf ins Hauptquartier nach Reimlingen und ließ sich bei dem Generallieutenant, Graf Gallas, melden.

„Was wollt Ihr?“ fragte dieser barsch den Eintretenden.

„Um die hohe Gnade bitten, ein Unternehmen ausführen zu dürfen, dadurch ich den Commandanten der Stadt Nördlingen in des Herrn Generallieutenants Gewalt ausliefern werde.“

„Wie soll das zugehen?“ lautete die kurze, aber schon minder rauhe Frage des Grafen Gallas.

„Excellenz haben selbst schon ausgesprochen, daß man erst mit Sicherheit hoffen könne, Nördlingen einzunehmen, wenn der Commandant daselbst auf irgend eine Weise be-

seitigt sei. Nun habe ich eine Base in Nördlingen; unter dem Vorgeben, sie aus der Gefahr einer Plünderung und Einäscherung der Stadt retten zu wollen, bitte ich mir eine Unterredung mit dem Commandanten aus. Dabei soll er lebendig oder todt in meine Hände kommen. Nur wünsche ich, eine Escadron Reiter zu meiner Bedeckung und zu einem allenfallsigen Kampfe mit mir nehmen zu können."

„Glaubt Ihr wirklich, daß die Uebergabe der Stadt nur von diesem Commandanten abhänge?"

„Es sind zwei Ueberläufer in unser Lager gekommen, welche bestimmt aussagen, daß schon zu wiederholten Malen die Stadt von den Rathsherren übergeben worden wäre, wenn nicht der Commandant durch seine Ueberredung und Zusicherung eines Entsatzes den Muth der Bürgerschaft wieder erweckt und dadurch das Verlangen der Rathsherren zurückgedrängt hätte."

„So nehmt die Escadron! Wir wollen aber nichts destoweniger morgen die Stadt wieder beschießen lassen und dann einen Sturm auf sie anordnen."

Nach diesen Worten winkte Graf Gallas gnädig mit der Hand und der Rittmeister entfernte sich unter einer tiefen Verbeugung, — um so tiefer, je mehr er sich dabei jetzt schon vornahm, bei nächster Gelegenheit einen Untergebenen mit noch vornehmerer Geringschätzung zu behandeln, als diejenige war, welche er selbst so eben erfahren mußte.

7. Der Sturm.

Noch lag am Morgen nach der glücklichen Expedition gegen das Kislingsche Bollwerk die dabei betheiligte Mannschaft in tiefem Schlafe, als rings um die Stadt eine fürchterliche Kanonade eröffnet wurde. Damit war es aber hauptsächlich auf das Deininger Thor und auf den Platz zwischen dem Berger- und dem Reimlinger Thor abgesehen, wo schon früher eine Bresche geschossen war. Wirklich wurde auch der Deininger Thorthurm an der äußern Seite so übel zugerichtet, daß man auf angelegten Leitern und Brettern leicht in denselben gelangen konnte; und die genannte Bresche wurde so erweitert, daß man hätte mit zwei nebeneinander fahrenden Wägen hindurchkommen können.

Man konnte nun in der Stadt nicht anders denken, als daß heute noch der Sturm beginnen würde. Allein ganz unvermuthet hörte die Beschießung der Stadt auf; dagegen vernahm man vom Lager her starkes Kanoniren.

Das erregte große Freude bei den geängsteten Bewohnern; denn sie meinten, das Lager sei von den Schweden angegriffen worden und die Feinde müssen ihre Geschoße gegen diese richten. Doch bald wurde man auf das Traurigste enttäuscht. Man erfuhr, daß das kaiserliche Heer eine Verstärkung von mehr als 12000 Mann erhalten habe, welche ihm der Cardinal Infant von Spanien zuführte. Die befreundeten Armeen begrüßten sich gegenseitig mit starken Salven und feierten den Tag über ihre Vereinigung.

Da verloren auch die Muthigsten in der Stadt alle Hoffnung auf Rettung, und eine allgemeine Zaghaftigkeit wollte einreißen. Aber der Commandant verlor den Muth nicht, er sprach allenthalben die bestimmteste Hoffnung auf Entsatz aus und spornte zu erneuter Arbeit an. Im Graben unfern des Deininger (östlichen) Thores ließ er mit ungemeiner Thätigkeit eine Schanze aufwerfen und mit Staketen wohl verwahren. Darauf postirte er Hagelgeschoße, durch welche die eindringenden Feinde niedergeschmettert werden sollten.

Die erweiterte Bresche zwischen dem Reimlinger und Bergerthor (Südseite der Stadt) wurde mit Wollsäcken und Häuten, welche die Gerber herbeischafften, verlegt und die hinter der Bresche befindliche Schanze noch mehr befestigt und mit Geschoßen besetzt. So vergieng unter den angestrengtesten Arbeiten der Tag; mit Muth und Vertrauen aber auch mit Furcht und Angst gieng man der Nacht entgegen. Durch die drohende Gefahr wurden Weiber und Kinder, Knechte und Mägde, Schwache und Kranke zum Gebet getrieben. Die Gotteshäuser wurden nicht leer von Betenden.

Noch einmal unternahm Weckerlin den gefährlichen Gang ins schwedische Lager, um dort mit der eindringlichsten Schilderung der Noth in der Stadt und der Gefahr für ihre Bewohner zum Entsatz zu treiben. Allein hier fühlte man sich nur um so schwächer, da der Feind bedeutende Verstärkung erhalten hatte, während der Rheingraf

noch immer nicht zu seinen Verbündeten auf dem Breitwang gestoßen war. Nur Herzog Bernhard von Weimar rief: „Wir müssen schlagen; ich habe der bedrängten Stadt Hilfe versprochen und ich muß mein fürstliches Wort lösen." —

So war der Morgen des 25. August herbeigekommen und Daubitz hatte Alles wohl vorbereitet auf einen blutigen Empfang der Stürmenden. Allein der Vormittag gieng vorüber ohne Angriff des Feindes. Um die Mittagszeit kam ein Trompeter aus dem feindlichen Lager, durch welchen der König von Ungarn zum dritten Male der Stadt einen leidlichen Accord anbieten ließ.

Daubitz sah das in der Stadt herrschende Elend vor Augen, und kannte das Verlangen des Magistrats und der Bürgerschaft; einen Augenblick schwankte auch er zwischen Annehmen und Ablehnen des Accords. Da bat er sich Bedenkzeit aus bis zum folgenden Morgen. Der Trompeter kam schon um zwei Uhr wieder mit der Erklärung, daß nur noch zwei Stunden Bedenkzeit gegeben, dann aber mit Generalsturm die Stadt angegriffen werde. Zugleich bemerkte er dem Commandanten: „vor dem Baldinger Thore befinde sich der kaiserliche Rittmeister, Herr von Waldungen, und wünschte eine Besprechung mit dem Herrn Commandanten." Diese wurde bewilligt und Daubitz trat unter das Thor, um zu sehen, was der Rittmeister zu sagen habe. Hinter dem Schießhause hatte der Rittmeister eine Escadron Reiter versteckt; er selbst trat allein an das

Thor heran. Ganz freundlich begann er: „Ich wollte den Herrn Bruder bitten, daß er meine Base, Fräulein von Adelshofen, aus der Stadt entlasse, damit diese bei einem Sturm keinen Schaden nehme.“

Daubitz erklärte, wenn die Jungfrau in das Verlangen ihres Herrn Vetters willige, könne sie aus der Stadt ziehen; nur möge er sich noch bis morgen gedulden. „Mein Herr Bruder“ fuhr der Rittmeister hierauf fort — „wolle doch zu mir herauskommen; ich will bei der kaiserlichen Generalität einen sehr ehrenvollen Abzug für die Besatzung und einen billigen Accord für die Stadt ermitteln. Nur müßte das zwischen uns beiden allein verhandelt werden.“ „Hat der Herr Bruder eine schriftliche Vollmacht hiezu von der kaiserlichen Generalität?“ fragte Daubitz. Der Rittmeister wollte die Antwort auf diese Frage umgehen und sagte: „Mein Herr Brnder, bedenkt Euch wohl, —“

„Nur auf Vorweisung einer Vollmacht kann ich mit dem Herrn Bruder weiter unterhandeln,“ fiel Daubitz in abweisendem Tone ein und wandte sich um, die Oeffnung, durch welche er bisher mit dem Rittmeister gesprochen hatte, verschließend. In demselben Augenblicke erfolgten zwei Schüsse auf den Commandanten her; aber sie waren zu spät gekommen, prallten an der starken, mit Eisen beschlagenen Thüre ab, hinter die sich Daubitz so eben zurückgezogen hatte.

Mit einem derben Fluche über das Mißlingen seines Planes eilte der Rittmeister zu seinen Leuten hinter dem

Schießhause zurück und entkam den Kugeln, welche von der Stadtmauer aus ihm nachgeschickt wurden.

In der Stadt hatte man sich auf die Zusage verlassen, daß erst nach zwei Stunden der Sturm beginnen solle, wenn eine Einwilligung zur Uebergabe nicht erfolge. Und so hatten sich die meisten Bürger nach Hause begeben, um sich beim Mittagsmahle zu erholen und zu stärken. Da erscholl plötzlich vom Thurme der Stadt das Zeichen, daß die Feinde gegen die Breschen der Mauer heranstürmen. Ja, sie hatten sich im Stillen schon des Deiningerthorthurmes bemächtigt, verriethen sich aber selbst. Denn anstatt sich stille zu halten, bis auf den andern Seiten der Sturm begonnen hätte, richteten sie gleich ihr Geschütz auf die nahe Straße und auf die Schanze, welche der Commandant erst Tags vorher im Stadtgraben hatte aufrichten lassen. In der ganzen Stadt erscholl nun der Ruf zu den Waffen; alle Glocken wurden geläutet, die Trommeln wirbelten, Soldaten und Bürger stürzten zur Hilfe herbei. Und weil es hieß: „die Feinde seien schon in die Stadt gedrungen," — so hörte man allenthalben Klaggeschrei der Weiber und Kinder. Doch der Commandant und der Stadthauptmann sind auf dem Ort der ärgsten Gefahr, ermuthigen die Zitternden und Verzagten und führen die Muthigen selbst gegen die Feinde.

„Wenn jeder seine Schuldigkeit thut" — rief Daubitz durch die Menge — „so hoffe ich Ehre einzulegen und mit Gottes Hilfe den Sturm abzuschlagen."

Zuerst führte er das Commando gegen die Feinde im Deininger Thor. Da stürmte der Feind mit 1500 Mann gegen das entgegengesetzte Bergerthor an, und er eilte dorthin, um die Abwehr des Sturmes zu leiten.

Dagegen raffte der Stadthauptmann einige Bürger zusammen und ließ den verschlossenen Thurm des Deininger Thors aufhauen, in dem sich immer mehr Feinde sammelten. Er gedachte von unten die oben befindlichen Spanier mit dem Schwert anzugreifen.

Da rief der Gerber, Hans Eiserlen: „Das Nest da oben können wir auf leichtere Weise ausnehmen.“ Schnell warf er Feuer in den Thurm und ließ immer mehr Brennmaterial anhäufen. Bald schlugen die Flammen hoch empor im Innern des Thurmes; nur Wenige konnten sich retten; die Meisten verbrannten im Thurme, Einzelne hielten sich an Steinen, die nach Außen hervorragten, oder in den Fensteröffnungen und Löchern des Thurmes; aber halbgebraten stürzten sie herab.

Während von Daubitz der Sturm gegen das Bergerthor siegreich abgeschlagen wurde, hatte sich das jammernde und zitternde Volk einigermaßen ermannt; und Männer, Weiber und Kinder eilten nach der schon Tags vorher getroffenen Anordnung des Commandanten auf die Stadtmauer mit Steinen, Pechkränzen, dreispitzigen Fußangeln, Handgranaten, Pulver und Sturmhäfelein. In allen der Stadtmauer nahe stehenden Brauereien mußte siedendes Wasser in Bereitschaft stehen, die Feinde damit abzutreiben,

wo sie die Mauer ersteigen wollten. Die Offiziere standen mit Partisanen und Schlachtschwertern an der Spitze ihrer Mannschaften vor den Breschen; durch die Schießscharten der Stadtmauer unterhielten die Stückknechte ein wohlgeleitetes Feuer gegen die anstürmenden Feinde, und die Bürger machten trefflichen Gebrauch von ihren Büchsen. —

Weiber trugen ihren Männern Pulver in den Schürzen auf die Stadtmauer. Da entstand ein Unglück, das auf einige Zeit wieder Schrecken und Bestürzung verbreitete. Es fiel nämlich einer Frau ein brennender Schwamm in ihren Pulver gefüllten Schurz; die bei ihr entstandene Explosion und Entzündung theilte sich auch andern mit, und so wurden mehrere Weiber und Mägde jämmerlich verbrannt. Leute, die in der Ferne standen, meinten, sie seien von feindlichen Soldaten so zugerichtet worden und erfüllten die Straßen mit ihrem Jammergeschrei. Abermals hieß es: „Die Feinde seien schon in der Stadt und morden Alt und Jung."

„Hier umarmten Männer ihre Weiber und Kinder zum letzten Mal; dort stürzten Andere zu den Altären mit Flehen und Thränen. Einen schmerzvollen Anblick bot die Stadt. Auf einer Seite war sie verschlossen und von Feinden umzingelt, daß keine Hoffnung zur Flucht blieb; auf einer andern waren ihre Mauern und Thürme nur Ruinen und sie stand dem Andrang der Feinde offen, daß man an ihre Vertheidigung nicht mehr denken konnte. Und wenn ihre Bewohner länger Widerstand leisteten, so mußte Blut

und Mord und Tod aufs höchste ängstigen. Besonders das schwächere Geschlecht hob die Hände gen Himmel unter Heulen und Wehklagen, suchte Schlupfwinkel auf in Scheunen, in Ställen und in Kirchen zum Beten; andere verachteten im Uebermaß ihrer Ungeduld das Gebet, rannten hier- und dorthin und meinten, der Feind sei schon mit dem Schwert hinter ihnen."

Inzwischen hatte sich der Hauptsturm um die Breschen concentrirt und namentlich um die schon öfters genannte große Bresche zwischen dem Berger- und Reimlinger Thor. Hier entbrannte der Kampf aufs Heftigste. Die Feinde näherten sich während der Kanonade den Breschen auf Schußweite und schoßen auf die Belagerten hinter denselben, trafen aber keinen Mann. Nun stiegen sie auf den angelegten Leitern in den Graben hinab; allein wie sie auf dem Boden waren und nun aufwärts gegen die Mauer anstürmen wollten, commandirte Daubitz von der nahe gelegenen Schanze aus, und wohlgezielte Kleingewehrsalven, Hagelgeschoße und Feldschlangen entluden sich in kurzen Unterbrechungen zu wiederholten Malen gegen sie, so daß eine große Menge todt in den Graben zurückstürzte. Nun eilten die Stürmenden zurück; aber sie wurden von ihren eigenen Offizieren mit dem Degen in der Hand zu neuem Sturm angetrieben, indem ihnen eine frische Zahl Truppen nachgeschickt wurde. Auch dießmal wurden sie in den Graben zurückgeworfen und hatten dabei wieder viele Todte und Verwundete. So stürmten die Feinde fünfmal vergebens

an und hatten jedesmal großen Verlust. Die Wuth der Offiziere entbrannte heftig über diesen Widerstand. Ein sechster und ein siebenter Anlauf wurde gewagt, und diese beiden Male mußten auch die Reiter von den Pferden absitzen und mit dem Fußvolk stürmen. Aber bei den Belagerten hatte sich die frühere Furcht in Verzweiflung verwandelt, nnd diese machte jeden Bürger zu einem Helden. „Ihr kämpft für euern Glauben, für eure Freiheit und für euer Vaterland, und Gott steht euch bei;“ rief Daubitz mit erhobener Stimme den Bürgern zu, — „darum harret nur muthig aus; der Sieg muß euer sein!“ — Die vortheilhafte Stellung der Besatzung und ihre verzweifelte Gegenwehr vernichtete alle Anstrengungen des Feindes. Mit einbrechender Nacht entfernte er sich, ohne seine Absicht erreicht zu haben. Er hatte 1500 Todte und 300 Verwundete. Die Schweden hatten mit den Bürgern Wunder der Tapferkeit gethan. Sie stürzten nun über die Breschen hinaus in die Zwinger und Gräben, die Todten zu plündern, unter denen mehrere Offiziere waren. Die Besatzung selbst hatte nur wenig Verwundete und Todte.

Die Klugheit und Tapferkeit des Commandanten wurde bis an den Himmel erhoben. In der Stadt herrschte großer Jubel und wie man bisher mit Bitten und Flehen im Gotteshause versammelt war, so strömte man jetzt zur Nachtzeit noch hin, Gott zu danken für die unerwartete Rettung. „Jedenfalls war auf unserer Seite durch das

anhaltende Gebet mehr Kraft, als auf Seite der Feinde;" bekennt ein Zeitgenosse. —

Doch die Freude über den errungenen Sieg mußte bald der Furcht wieder Platz machen. Denn noch war Herzog Bernhard nicht angekommen. In der Nacht gab man ihm wieder Nothzeichen. Und früh um 4 Uhr hörte man sechs Kanonenschüsse vom Breitwang her. Diese Zahl war das dem Commandanten brieflich durch Weckerlin bekannt gegebene Zeichen, daß der Entsatz nunmehr versucht werde. Der Commandant verkündigte deshalb: „Die Stadt werde so gewiß entsetzt werden als Amen."

8. Das Ende.

Am Vormittag des 26. August wurde vom Feinde nur wenig auf die Breschen der Stadtmauer geschossen; Generallieutenant Gallas schickte einen Tambour in die Stadt, um die Getödeten abzufordern, und der Stadt noch einmal Gnade anzubieten. — „Die Todten können sie aus den Stadtgräben holen," — hieß es — „aber mit geringer Mannschaft, daß nicht ein Angriff zu befürchten sei." Wegen Uebergabe der Stadt hielt der Magistrat mit den Ausschüssen der Bürgerschaft eine lange Berathung; obwohl aber der Commandant nicht anwesend war, so hatte doch der gestrige Sieg und die erneuerte Aussicht auf Entsatz selbst die Rathsherren so muthig gemacht, daß sie erst nach Verlauf von dreien Tagen sich in Unterhandlungen

einlassen wollten. Nachmittags hörte die Beschießung der Stadt ganz auf; und man bemerkte vom Thurm der Stadtkirche aus, daß die Feinde ihre Belagerungstruppen und ihre Kanonen von der Stadt zurückzogen und in ihre südlichen Verschanzungen führten. Nur eine geringe Zahl Soldaten und wenige Kanonen blieben vor der Stadt. Daraus schöpfte man die freudige Hoffnung, daß die Schweden im Anzug seien gegen die Kaiserlichen und die Stadt nunmehr von der Belagerung erlöst werden sollte. Der Hunger und die Pest wütheten immer heftiger und die Einschließung wurde immer qualvoller. Aber die Freude und der Jubel über den gehofften nahen Entsatz konnte bei der leichtsinnigen und unbesonnenen Menge durch diese Schrecken- und Todesbringer nicht gedämpft werden. Dagegen sahen Besonnene mit Angst und Beben nach dem Schlachtfelde in der Nähe der Stadt; denn ein für die Schweden unglücklicher Ausgang derselben mußte das Aergste befürchten lassen, da sie nun 18 Tage dem so mächtigen Feinde den hartnäckigsten Widerstand geleistet und beträchtlichen Schaden zugefügt hatten. — Daubitz, der die Wechselfälle der Schlachten aus Erfahrung kannte, war besonders in sich gekehrt und ernst. Aus dieser seiner ernsten Stimmung konnte ihn auch die Unterhaltung mit Clara von Adelshofen nicht bringen, die er doch zu suchen jetzt Zeit hatte und auch gerne genoß. Sie selbst war freudig bewegt und gehoben durch die Ehre und das Ansehen, das sich der Mann ihrer Hochachtung und Liebe am heißen Tage des

Sturmes erworben, und suchte ihn durch freundliche Redseligkeit von seinen ernsten Gedanken abzuziehen. „Die Feinde müssen gelitten haben," sagte sie am Abend des 26. Augustes zu Daubitz — „da sie noch immer nicht zur Beschießung der Stadt zurückkehrten." —

„Aber sie sind noch nicht geschlagen;" — bemerkte Daubitz — „sonst hätten wir sie schon auf der Flucht sehen müssen."

„Was heut noch nicht geschah, wird morgen geschehen" — sagte Clara gar bestimmt. —

„Wie gerne nähme ich Euer Wort als eine Stimme von Gott;" — fügte Daubitz bedächtig hinzu.

„Aber warum seid Ihr jetzt, nachdem der längst gewünschte und sehnlichst erwartete Angriff der Schweden auf unsere Feinde erfolgt ist, so bedenklich und freudlos, während Ihr bisher aus der Fülle Eures Muthes und Eurer Zuversicht der ganzen Stadt in ihrer Drangsal und Verzagtheit reichlich mitzutheilen wußtet!"

„Es ist wahr" — antwortete Daubitz — „daß ich heute seit Einbruch der Nacht fast zusammengebrochen bin. Und warum sollte ich Euch nicht die Ursache meiner Kleinmüthigkeit mittheilen? Herzog Bernhard von Weimar kann nur durch einen plötzlichen Anprall auf die Feinde und in kurzem Kampfe siegen. Bei einem längern Kampfe muß er der Uebermacht unterliegen. Er kann dem feindlichen Heer von 80000 Mann in wohlbefestigter Stellung kaum 30000 Mann entgegenführen. Heute ist ein vollständiger

Sieg nicht erfolgt, das ist mir gewiß; und morgen kann von einer solchen Minderzahl kein Sieg mehr erfochten werden, das fürchte ich. Die Stadt muß dann übergeben werden, und bleib ich auch am Leben, ich verliere doch mehr als das Leben.“ So schloß er mit tiefer Bewegung und mit einem ausdrucksvollen Blick auf Clara die Erklärung seines jetzigen Kleinmuths.

Clara wurde betroffen, als ihr Daubitz das ungleiche Machtverhältniß der beiden auf dem Schlachtfelde einander gegenüber stehenden Heere vorgelegt hatte. Aber als er zum Schluß seiner Aeußerung gekommen war, gab sie durch ihr Schweigen und durch den erhöhten Glanz ihrer Augen zu erkennen, daß sie seine Worte wohl verstehe. Doch erst nach einem langen Augenblick der Stille sagte sie mit Festigkeit: „Wir werden einander nie und unter keinem Wechsel des Schicksals verloren gehen!“ Und willig ließ sie ihre Hand in der seinen ruhen. Nur Eines belastete ihr Herz noch, sie mußte es erleichtern und noch ein Wort der Warnung sprechen, obwohl sie immer erwartete, Daubitz sollte davon zu reden anfangen. Es war ihr die Hinterlist und der meuchlerische Angiff ihres Vetters, des Rittmeisters von Waldungen, auf den Commandanten bekannt geworden, und gedoppelte Furcht ergriff sie, wenn sie dieses Verwandten gedachte, Furcht des Kommandanten wegen und Furcht ihretwegen. Schon als junges Mädchen hatte sie einen Abscheu vor ihm, und innerer Schauer ergriff sie, so oft er auf ihres Vaters Schloß kam. Längst meinte sie, er

sei auf einem der Schlachtfelder geblieben oder habe sich durch seinen wüsten Lebenswandel selbst den Tod zugezogen. Da tritt er auf einmal in der abscheulichsten Erscheinung — als Verräther und Meuchler — wieder vor ihr auf. Und sie zweifelte nicht, daß er von ihrer Neigung zu Daubitz Kunde bekommen habe und deshalb diesen aus dem Weg zu räumen suche.

Alle diese Erinnerungen und Befürchtungen durchzogen jetzt ihre Seele und belasteten ihr Herz; sie mußte sich Erleichterung verschaffen. Darum sprach sie: „Ich habe gehört, was mein Vetter gegen Euch unternahm, und ich kann mir denken, was er mit Euch vor hat. Darum bitte ich Euch: nehmt Euch vor ihm in Acht!“

„Der Rittmeister von Waldungen?“ entgegnete Daubitz fragend und fügte dann bei: „Es wird ihm keine Gelegenheit mehr zu Theil werden, als Parlementär vor mich zu treten; als offener Feind wird er es nicht wagen.“ —

Wie er noch weiter sprechen wollte, erhob sich auf der Straße lautes und anhaltendes Jubelgeschrei; es schien die Nachricht eines Sieges der Schweden zu bezeichnen und Daubitz sprach: „Ich muß schon hinab und das Triumphgeschrei mäßigen, wie ich bisher die Verzagtheit mäßigte. — So ist der Haufe; er kennt kein Maß und hat keine Besonnenheit; sieht nur auf das, was vor Augen ist, und fragt nicht, was kommen kann.“

Beide nahmen in Kürze Abschied von einander und Daubitz hörte nun auf der Straße, was die Ursache des

Jubelgeschreies sei. „Herzog Bernhard habe heute den rechten Flügel des Feindes auf dem Häselberge geschlagen, und wäre Horn nicht so zaghaft und langsam vorgeschritten, so hätte auch der linke Flügel des Feindes auf dem Albuck eine Niederlage erlitten. Das werde aber morgen auf die glänzendste Weise geschehen;" so erzählte man einander und immer folgte ein Jubelschrei auf den andern.

Daubitz hörte diesen Bericht unerkannt von der Menge. Anfangs wollte er seine Stimme erheben und sie warnen vor allzufrühem Jubel, weil allenfalsige Trauer darauf nur um so schmerzlicher fallen müßte. Allein er sagte sich: „Auch eine Täuschung wird in großer Gefahr zur Erquickung; darum laß dem kurzsichtigen Volke diese Labsal. Würde ja ich auch gerne einen Becher voll schöpfen und leeren; aber der Brunnquell der süßen Täuschung ist für mich versiegt; ich finde nur bittere Befürchtung."

Er gieng nachdenklich in sein Quartier und gönnte seinem Körper einige Ruhe, aber kein erquicklicher Schlaf nahte sich seinem Lager. Nur beängstigende Bilder einer aufgeregten Phantasie schwebten an seiner Seele vorüber; eines verdrängte das andere, ein liebliches stellte sich nicht darunter ein.

Sobald der Morgen graute verließ er sein Quartier wieder; und herrschte draußen im Lager tiefe Stille, so hörte er auch in der Stadt keinen Laut außer dem durchdringenden Aechzen und Seufzen der Hungernden, der Kranken und Sterbenden, deren es in den Winkeln der Stadt allenthalben

viele gab. Von den Thürmen der Stadtmauer herab überzeugte er sich, daß die Schanzen der Belagerer noch immer von Soldaten entblößt und immer noch nicht mehr Geschütze vom Schlachtfelde zurückgeführt seien. „Der Würfel ist noch nicht gefallen,“ sagte er für sich. Und da er auf dem Bergerthorthurm stand und hinaushorchte nach Süden in die Gegend des Schlachtfeldes, vernahm er wie immer stärker und häufiger Gewehre knatterten und Kanonen krachten.

„Sie sind schon wieder in Arbeit, und wir wollen auch nicht feiern,“ — äußerte er zu einem nebenstehenden Wachtposten und entfernte sich. Schon nach einigen Stunden hatte er seine Truppen und die Stadtsoldaten versammelt und machte mit ihnen einen Ausfall. — Nirgends fanden sie Widerstand; sie ruinirten die Batterieen, tödteten mehrere Soldaten, die meisten entflohen. Was sie an Lebensmitteln fanden, nahmen sie mit in die Stadt, nachdem sie auch die Eger wieder in ihr altes Bett gerichtet hatten, das durch die Stadt geht. —

Die Freude darüber war in der Stadt groß, und man nahm dieß schon als ein Vorzeichen an, daß auch ihren Freunden auf dem Schlachtfelde der Sieg gehöre. Da sich im Lager vor den Stadtmauern keine Feinde sehen ließen, denen man Verhöhnungen zurufen und Spottlieder zusingen konnte, so mußten das die Gefangenen in der Stadt anhören. Es waren deren 80—100 Mann bei verschiedenen Ausfällen und beim Sturm gemacht worden, und gerne hätte man sich ihrer bei der großen Hungersnoth entledigt. Aber die feindlichen

Feldherren nahmen sie nicht an, weil sie wohl wußten, daß sie der Stadt eine große Last seien. Diese Armen mußten nun auch den Hohn des Uebermuthes tragen. Doch war dieser nicht von langer Dauer. —

Gegen Abend des 27. August kam die Nachricht in die Stadt, daß die Schweden geschlagen und in die Flucht getrieben seien. Dieß Gerücht wollte Niemand glauben; manche behaupteten, die Schweden haben sich nur zurückgezogen, sie werden morgen den Angriff erneuern. Aber immer mehr bestätigte es sich, daß die Schweden nicht nur die Schlacht verloren haben, sondern auch daß ihr ganzes Heer vernichtet sei.

Diese Gewißheit wirkte so betäubend auf die Bevölkerung der Stadt, daß ein völliges Verstummen erfolgte. Niemand wagte den andern zu fragen; keiner wollte etwas sagen; stumm sahen sich die Leute an, ohne Klage giengen sie aneinander vorüber. Mit Zittern und Beben erwartete man die Nacht. Aber der Sieger hatte nicht nöthig, noch einen Schuß auf die Stadt zu thun; er wußte, daß sie ihm sich öffnen müsse, nachdem das Heer geschlagen war, auf das sie ihre Hoffnung gesetzt hatte.

Schon am Morgen des 28. August erhielten die Bürger vom Magistrat den Befehl die Waffen niederzulegen.

Ein spanischer General soll dem König Ferdinand gerathen haben: Nördlingen zum warnenden Beispiel für andere ungehorsame Städte zu behandeln wie Magdeburg. Allein Ferdinand dachte großmüthig genug dieß abzulehnen

mit den Worten: „der Kaiser, mein Herr Vater, hat mich nicht gesandt, die Städte des Reichs zu zerstören, sondern sie zu ihrer Schuldigkeit zurückzuführen.“ Er schickte deshalb einen Trommelschläger in die Stadt, welcher den Kommandanten und Magistrat aufforderte, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben.

Daß man jetzt die Stadt übergeben müsse, sah auch der Kommandant ein, nur wollte er einen Versuch machen, ob nicht ein leidlicher Accord erlangt werden könne. Das wäre natürlich auch dem Magistrat erwünscht gewesen, und so machte sich eine Deputation auf den Weg nach Reimlingen, welche aus den beiden Bürgermeistern Georg Bonmeister und Baptist Jörg nebst dem Rathsadvokaten Seefried und dem Kommandanten Daubitz bestand.

Der Generallieutenant Graf Gallas fuhr sie mit harten Worten an und wollte sie abweisen. Aber König Ferdinand ließ die Deputation vor sich kommen; er hatte seine Freude an dem jungen, muthigen und umsichtigen Vertheidiger der Stadt und ließ sich nicht undeutlich merken, daß er ihn bei seiner Armee gerne sehen würde. Doch Daubitz gab eine höchst bescheidene abschlägige Antwort, die der König freundlich hinnahm.

Er bewilligte auch wirklich einen ganz unerwartet günstigen Accord:

1. Die Kaiserlichen sollen unverzüglich das Baldinger Thor besetzen.

2. Der Kommandant soll mit seinen Offizieren und Gemeinen die Stadt noch am nämlichen Tag verlassen.

3. Die Offiziere sollen mit ihrer Bagage, die Gemeinen aber mit Seitengewehr und einem Pack, so schwer als sie ihn zu tragen vermöchten, abziehen.

4. Die schwedische Garnison soll, unter Bedeckung kaiserlicher Soldaten, nach Ulm marschieren.

5. Der Stadt Nördlingen solle ihr Abfall und Widerstand verziehen sein, dieselbe wieder in kaiserlichen Schutz aufgenommen, in dem Genuß des Religions- und Profanfriedens erhalten, und die Gefangenen von beiden Seiten freigegeben werden.

6. Die in die Stadt geflüchteten Edelleute mit ihren Familien sollen von einer Salvegarde auf ihre Güter begleitet werden.

So ehrenvoll diese Kapitulation für den Kommandanten Daubitz war, so gieng er doch nur mit schwerem Herzen daran, sich von Nördlingen in dieser Weise zu entfernen.

Seine Besatzungstruppen liefen wohl unter dem Namen „Schweden;“ allein eigentliche Nationalschweden waren wohl wenige darunter. Es waren Leute aus aller Herren Länder darunter nach der damaligen Werbeweise und in Folge der Unsitte jener Zeit, darnach die Besiegten oder Gefangenen, ohne ihrer eingegangenen Pflicht zu gedenken und ohne ein Interesse für die Sache, um die gekämpft wurde, zu haben, sofort zu dem siegreichen Feldherrn übergiengen, um weiter rauben und plündern zu können. —

Kaum hatte Daubitz seiner Schaar die Kapitulation verlesen, so trat gleich ein Major mit allen seinen Untergebenen zu den Kaiserlichen über. So tief dieß den edeln Kommandanten schmerzte, konnte er doch nichts dagegen machen. Während die ihrer Fahne Treubleibenden ihr Gepäcke zusammenbrachten, verabschiedete sich Daubitz bei einigen Notabilitäten der Stadt und besonders im Hause des Stadthauptmanns. Wenige Worte wechselte er mit Fräulein Clara von Adelshofen, aber genug, um ihr Herzensbündnis für bessere Zeiten fest zu schließen. Die gemüthsstarke Jungfrau war von der besten Hoffnung für die Zukunft beseelt. Daubitz mochte ihr die Seligkeit dieser Hoffnung nicht rauben durch die Befürchtungen, die sein Herz zusammenschnürten.

Als er zu seinen Leuten zurück gekommen war, mußte er gleich erfahren, wie wenig man sich auf die Zusicherungen der Kapitulation bei den raubgierigen Horden der kaiserlichen Armee verlassen konnte, die auf die Befehle ihrer Heerführer wenig achteten. Sie hatten sich schon in die Stadt eingedrängt, obwohl es ihnen noch verboten war; und nun jagten sie etwa 140 Mann der zum Abzug gerüsteten Schweden in ein großes Gebäude, durchsuchten sie und nahmen ihnen Alles, was sie bei sich trugen, ehe sie sie ziehen ließen.

So war das Häuflein klein und zählte nur etwa noch 3—400 Mann, an dessen Spitze Daubitz durch das Bergerthor zog. Die Bagage der Offiziere war auf Wägen,

die Gemeinen trugen ihre Bündel. Daubitz war zu Pferd. Sein Schlachtschwert durfte er an der Seite tragen, aber Pistolen nicht bei sich führen.

Da er angewiesen war, nach Ulm sich zu begeben, wo die Trümmer der Regimenter sich sammelten, die unter Gustav Horn gestanden waren, so wandte man bald hinter Nördlingen von der jetzigen Ulmer Straße ab, um auf dem nächsten Wege über Neresheim und Heidenheim dahin zu kommen. Kaum war man über Herkheim hinaus, so fielen die Kroaten, welche ihnen zur Bedeckung beigegeben waren, über sie her, um ihnen ihr Gepäcke abzunehmen. Die Schweden suchten sich wohl dieses Raubes zu erwehren, aber sie hatten keine andere Waffen, als ihre Seitengewehre. Und das Handgemenge hatte noch nicht lange gedauert; der Kommandant hatte erst wenige Worte zur Herstellung des Friedens gesprochen, — da sprengte aus dem nahen Gehölze ein Reiter hervor und schoß Daubitz von hinten nieder. Er lebte nur noch so lange um in diesem Mörder den Rittmeister von Waldungen zu erkennen. Neben ihm wurden noch viele seiner treuesten Soldaten niedergeschossen.

Sie vermehrten die große Zahl der Todten, welche von der Schlacht her auf diesem Platze lagen. Die Uebrigen nahmen ebenfalls Dienst im kaiserlichen Heere.

Wild, Friedrich Karl,

Der Seidenweber

Stuttgart 1866